
7/1970 • 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN
ARMEE
Rundschau



**Unteroffizier Belzig fragt:
Ist es richtig, einen Wettbewerb über eine so lange Zeit zu führen wie die „Operation 70", nämlich ein ganzes Jahr?**

**Soldat Lehmann fragt:
Ich bin jetzt einberufen worden. Bin ich verpflichtet, den Genossen des dritten Diensthalbjahres bestimmte Dienste zu leisten?**

Oberst Richter antwortet

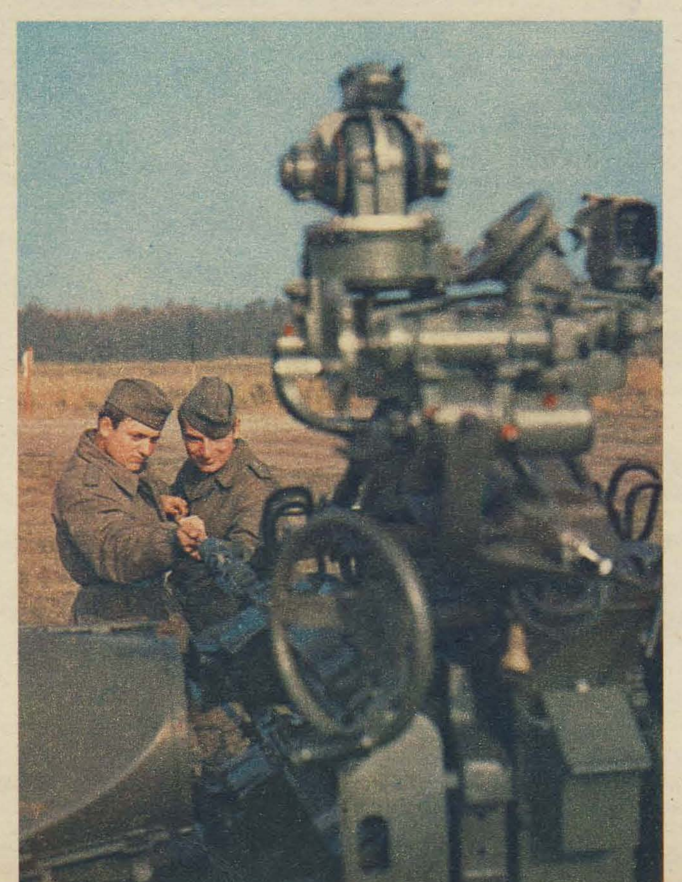


Ihnen wird bestimmt nicht entgangen sein, daß die „Operation 70" zwei Etappen umfaßt. Die erste endete bekanntlich am 100. Geburtstag Lenins – die Zwischenbilanz war übrigens bereits außerordentlich respektabel –, und die zweite geht bis zum 150. Geburtstag Friedrich Engels'. Beide sind eine Einheit.
Meiner Meinung nach kann das auch gar nicht anders sein. Sozialistischer Wettbewerb ist doch kein Konjunkturmanöver. Oder sollten Sie ihn als eine Art Galopprennen auffassen, dem eine längere Stallperiode folgt? Da muß ich Ihnen allerdings sagen, der sozialistische Wettbewerb gehört zu unserem Leben und auch zu unserer Armee fast wie das tägliche Brot.
Die gesellschaftliche Entwicklung und damit der sozialistische Wettbewerb kennen keine Pause, d. h. keinen Stillstand. Er geht auch nicht nur ein Jahr. Was zeitlich begrenzt ist, sind seine Formen, ist die äußere Gestalt und auch die Losung oder das Motto, unter dem er geführt wird. Das ist schon deshalb notwendig, um dem Wettbewerb die erforderlichen Impulse zu verleihen, konkrete, meß- und abrechenbare Aufgaben zu stellen sowie regelmäßige Kontrollen vorzunehmen.
Dabei zeigen die Genossen und Kollektive einen hellen Kopf, die sich auf die Schwerpunkte der militärischen Ausbildung konzentrieren, ihre Verpflichtungen danach aufbauen, sie für eine kurze, überschaubare Zeit festlegen und es verstehen, alle Kämpfer für die Sache zu begeistern. Aufbauend auf die Ergebnisse werden dann die nächsten, die höheren Ziele in Angriff genommen. Mit anderen Worten: Die kontinuierliche militärische Ausbildung bedingt auch eine kontinuierliche Führung des sozialistischen Wettbewerbes.
Wir können unsere militärischen Hauptaufgaben nur im ständigen Ringen um höchste Leistungen lösen. Der sozialistische Wettbewerb – und die Teilnahme aller an ihm – ist ein wichtiges Mittel, um die Überlegenheit der sozialistischen Verteidigungskräfte über die imperialistischen Armeen ständig neu zu garantieren. Deshalb führen wir den Wettbewerb langfristig, ununterbrochen und mit Nachdruck.

Ihre Frage riecht nach schlechten kameradschaftlichen Beziehungen. Es ist nun zwar richtig: Neue müssen vor allem erst einmal lernen, ihre Aufgaben zu lösen und sich in das Kollektiv einzuleben. Trotzdem sollten sozialistische Soldatenkollektive schon vom ersten Tage an geformt werden.
Dem würden allerdings die Schlagbäume künstlicher Grenzen zwischen den Diensthalbjahren im Wege stehen. Vor allem, wenn sie sich in angemaßten Privilegien äußern, welche die Genossen des dritten Diensthalbjahres vermeinen, für sich gegenüber den „Spritzern", d. h. den Neuen, in Anspruch nehmen zu können. Es sei denn, es ist das Privileg, „Bester" sein zu können, weil sich ein solcher auf größere militärische Erfahrungen, Reife und Fähigkeiten stützen kann.
Da lob ich mir den Kommandeur einer Potsdamer Nachrichteneinheit. Er differenziert nicht nur in den Anforderungen an die drei Diensthalbjahre, sondern nutzt den Tatendrang der „Alten" zum schnelleren Vorwärtskommen der „Neuen". Er münzt damit das Überlegenheitsgefühl der erfahrenen Kämpfer um in Hilfsbereitschaft. Alle ziehen gemeinsam an einem Strang, wohl wissend, daß ihre Kraft noch unterschiedlich ist. Schon sprechen die Jungen voll Hochachtung von ihren älteren Genossen, aber die Stunde ist nicht mehr fern, da sie über die gleichen Kräfte, Erfahrungen und Fähigkeiten verfügen wie ihre derzeitigen „Lehrmeister". Wenn also jemand von der Position der unterschiedlichen Diensthalbjahre Dienst dem anderen gegenüber zu leisten hätte, dann doch wohl die Alten den Jungen. Das ist sozialistisch gedacht und gehandelt.

Ihr Oberst Richter

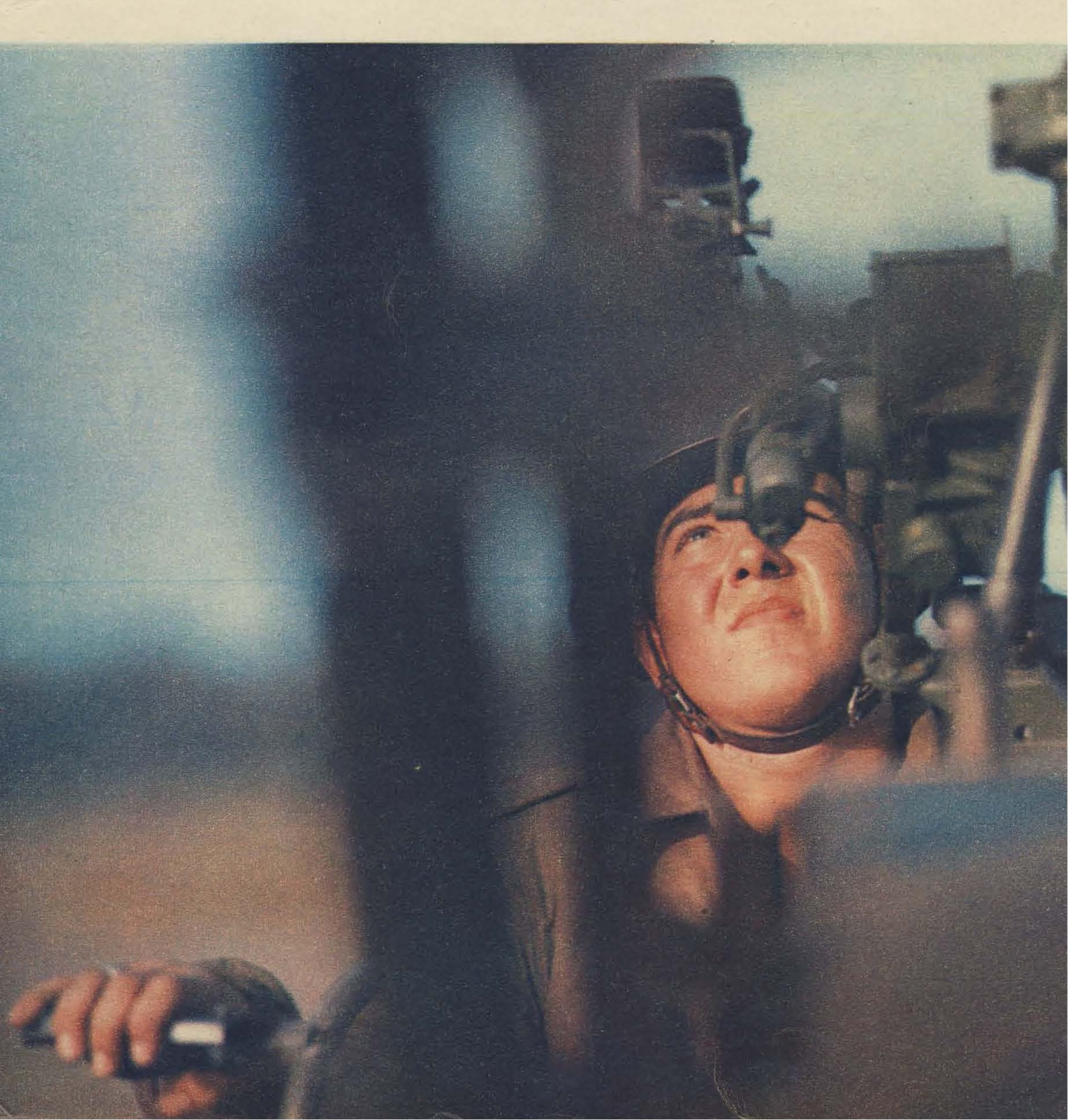
„Auf Tiefflieger! . . ." befiehlt Gewehrführer Unterfeldwebel Abendroth (mit Flagge). Die Bedienung faßt den Gegner auf. Richtschütze Reinhard Schwesig (Bild rechts) hat das Ziel im Visier und feuert ihm die Geschoßgarben entgegen. – Bild unten: Wieder ist ein Luftzielschießen erfolgreich beendet. Hans-Jürgen Schmidt (rechts) und Helmut Langer reinigen die Waffe nun nochmal so gerne.



„Panzeralarm!"
Die hinter ihrem Vierlings-Fla-MG angetretenen Soldaten der Bedienung von Unterfeldwebel Volker Abendroth spritzen an ihre Waffe. Der kleine, rundliche Reinhard Schwesig schwingt sich auf den Sitz des Richtschützen. Er preßt das Auge an die Optik und kurbelt die Waffe dorthin, wo im Gelände der Panzer erscheinen wird.
„Panzer läuft!" verkündet der Gewehrführer, der rechts hinter der Waffe steht und mit dem Glas die Scheibe beobachtet, die sich auf dem Gefechts-

Die Fünf VOM VIERLING

Die Bedienung Abendroth erlitt bei der Lösung einer Schießaufgabe einen überraschenden Mißerfolg. Wie konnte es dazu kommen? Was geschah weiter? Unsere Mitarbeiter Manfred Uhlenhut (Foto) und Oberstleutnant Rolf Dressel (Text) berichten darüber.



feld in Bewegung gesetzt hat. Reinhard Schwesig richtet das Ziel an. Visierschütze Lutz Rödiger prüft die eingestellten Werte. Die Ladeschützen Hans-Jürgen Schmidt und Helmut Langer knien rechts und links neben der Waffe. Gespannt blicken sie nach vorne, wo der Panzer im Dunst dieses Nachmittages schräg auf die Feuerstellung zurollt. Reinhard Schwesig tritt den Abzug. Der erste Feuerstoß verläßt die Läufe. Feurig ziehen die Leuchtspurgeschosse ihre Bahn.

Zu hoch! Rechts drüber!

Der Richtschütze korrigiert die Einstellung, richtet erneut kurz an und drückt ab.

Abermals ziehen die Geschoßgarben über das Ziel hinweg. Der dritte und vierte Feuerstoß liegen besser, doch bei der nachfolgenden Trefferaufnahme werden nur zwei Einschläge im Turm des Panzers festgestellt.

Von sechzehn Schuß zwei Treffer! Nicht erfüllt! Eine bittere Pille!

Deprimiert kehren die Genossen ins Feldlager zurück. Keine Spur mehr von ihrer Freude darüber, daß sie beim vorausgegangenen Training alle Normen unterboten und die Note 1 erreicht hatten. Kein Gedanke mehr daran, daß sie damit „Beste Bedienung“ geworden waren. Sie bewegt jetzt nur die Frage, wo die Ursache dafür liegt, daß das passieren konnte.

Hans-Jürgen Schmidt, impulsiv veranlagt, ist voller Zündstoff. Am liebsten möchte er alles wegwerfen, so sehr enttäuscht ist er über das Ergebnis. Solange alles gut läuft, löst er seine Aufgaben zufriedenstellend. Geht aber mal etwas nicht wunschgemäß, dann verliert er schnell den Kopf und poltert herum, wie es ihm gerade in den Sinn kommt.

„Ist ja alles egal! Da strengt man sich an, und der Dicke versaut uns alles“, nörgelt er herum und wirft dem Richtschützen einen zornigen Blick zu. Doch Reinhard Schwesig, auch nicht maulfaul, kontert sofort:

„Was heißt hier ‚der Dicke‘? Bin ich denn schuld? Du redest, wie du es verstehst, aber bessermachen kannst du es auch nicht. Ich habe so angehalten wie immer. Da muß



Dunst liegt über dem Schießplatz, als die Fla-MG-Bedienungen Panzer bekämpfen sollen. Wird die schlechte Sicht die Schießergebnisse beeinträchtigen? Der Leitende entscheidet: Es wird geschossen! Im Gefecht wartet auch der Gegner nicht darauf, daß günstigeres Wetter eintritt, im Gegenteil, er wird den Dunst zu seinem Vorteil nutzen. So gurten die Soldaten die Munition (Bild rechts oben), und die Genossen am Flakfernrohr (Bild links) gehen in Stellung, um die Feuerablage zu beobachten. Im Dunst sind die Ziele nur blaß, schemenhaft zu erkennen. Dennoch feuern die Genossen ihre Leuchtspurgarben hinaus. Doch es liegt nicht an der unzureichenden Sicht, wenn die Genossen der Bedienung Abendroth die Erdzielaufgabe nicht erfüllen . . .





'was an der Waffe nicht stimmen."
„Nun haltet mal die Luft an, ihr Streithähne", fährt Helmut Langer dazwischen. Mit 25 Jahren der Älteste in der Bedienung, hat er mit seiner Ruhe und Besonnenheit schon manchen Streit beigelegt. Auch diesmal behält er, der unauffällig, aber gewissenhaft seine Aufgabe verrichtet, kühlen Kopf und klaren Verstand. Sachlich legt er, unterstützt von Rödiger, den beiden klar, daß alle Schüsse auffallend rechts hoch lagen.
„Wenn Reinhard richtig angehalten hat, muß mit der Waffe etwas nicht stimmen. Entweder war der Richtaufsatz zu hoch eingestellt, oder die Läufe waren nicht richtig justiert."
Es ist einfach, die Schuld auf die Waffe abzuwälzen. Manche Genossen verstecken sich hinter dieser vordergründigen Ausrede, um damit über ihre eigenen Fehler und Unzulänglichkeiten hinwegzutäuschen. Wäre es nicht richtiger, die Schuld zuerst bei sich selbst zu suchen? Sie sind es doch, die die Waffe bedienen.
Da kommt Unterfeldwebel Abendroth vom Zugführer zurück. Er hört sich die Debatte der Soldaten kurz an und rät ihnen, sich nicht gegenseitig zu zerfleischen:
„Was nützt es jetzt zu schimpfen und zu streiten, Genossen? Gar nichts! Damit kommen wir nicht weiter. Ich glaube nicht, daß Genosse Schwesig falsch angehalten hat. Die Ursache muß woanders liegen. Wahrscheinlich haben wir die Waffe nicht genau genug justiert, oder die Justierung hat sich gelockert. Das vermutet auch der Zugführer. Wir werden das gleich überprüfen."
Schwesig, Langer und Rödiger nicken zustimmend. Der dunkelhaarige Schmidt jedoch knurrt: „Auch das noch!" Doch dann befolgt auch er willig die Anweisungen des Gewehrführers. Hatte sich Schmidt auch unnötig erhitzt, so trug die Auseinandersetzung doch dazu bei, die gereizte Stimmung zu entschärfen.
Nach wenigen Minuten steht vor der Waffe eine Scheibe mit vier Punkten, die ebenso angeordnet sind wie die Gewehrläufe. Auf sie muß jeder Lauf präzise eingerichtet sein, wenn die Waffe einwandfrei schie-



Sachliches Suchen nach hitzigem Wortgefecht. Hans-Jürgen Schmidt überzeugt sich: Die Waffe ist falsch justiert.

ßen soll. Unterfeldwebel Abendroth steckt den Ziellinienprüfer nacheinander in jeden der vier Läufe und preßt das Auge an das Okular des Prüfgerätes. Nach seinen Anweisungen korrigieren die Soldaten die Einstellungen. Sie ziehen die Schrauben fest, mit denen die Läufe auf der Lafette befestigt werden.

Der Gewehrführer stellt Abweichungen von mehreren Teilstrichen fest. Also hatten sie die Waffe vor dem Schießen doch nicht genau genug justiert. Ob sie nun die Schrauben nicht genügend festgezogen hatten oder ob die Läufe gleich ungenau eingestellt waren – es ist jetzt müßig, sich darüber noch den Kopf zu zerbrechen. Schuld ist jeder selbst, sie alle. Hätten sie sorgfältiger gearbeitet, dann wäre der Fehler nicht aufgetreten, und die bittere Fünf wäre ihnen erspart geblieben.

„Hab' ich's nicht gleich gesagt?", triumphiert Reinhard Schwesig. Über das ganze Gesicht lächelnd, sieht er hinüber zu Schmidt, der gerade mit einem Munitionskasten beschäftigt ist. Der schiebt den Kasten in die Ladevorrichtung und antwortet dann, daß es auch ihm nur darum gegangen wäre, die wahren Ursachen zu ergründen.

Tags darauf steht ein Schießen auf Leuchtbomben auf dem



Gegner im Anflug! Der Batteriechef (mit Kopfhörer) leitet das Feuer. Die Bedienung Abendroth beweist hier, was wirklich in ihr steckt.

Programm, später die Bekämpfung von Tieffliegern und Fallschirmspringern. Wieder und wieder schwingt sich Reinhard Schwesig auf den Richtschützensitz, richtet die Ziele an, drückt ab, richtet kurz nach und feuert abermals die Geschoßgarben den Zielen entgegen. Jedesmal reißen die Genossen die Arme hoch, wenn die Leuchtspurgeschosse genau im Zielkreis liegen.
Neben der blamablen Fünf bringt die Bedienung von Unterfeldwebel Abendroth dreimal die Bestnote 1 mit zurück in die Kaserne. Und dazu die wichtige, wenn für sie auch bittere Erfahrung, daß man Fehler zuallererst bei sich selbst suchen muß.

Soldat Jerofejenkos Bericht über seine Mitarbeit beim Film

Von Juri Awdejenko

Illustrationen: Prof. Werner Klemke

Es war im März fünfundvierzig... Wie lange das schon her ist! Ich diente beim Stab eines Artillerieregiments. Fuhr den Stellvertreter für technischen Nachschub auf 'nem Krad. Ich kann euch sagen, die Straßen in Deutschland sind alle erster Ordnung. Hundert Sachen kann man da todsicher 'rausholen! Eins-A-Beton, Leute!

Wir standen in einem Städtchen, 'nem recht sauberen Ort mit gestutzten Bäumen. Und die Häuser in bestem Zustand – keine Scheibe war kaputt, dabei kommt so was im Krieg schon mal vor. Ringsum war die reinste Hölle los, es feuerte aus allen Richtungen. Aber die Stadt hatte es nicht weiter berührt. War wie 'ne Oase in der Wüste. Die Front verlief nicht weit weg, man hörte oft Detonationen dröhnen, und nachts leuchtete der Westen in gelblichem Feuerschein, als hätte sich die liebe Sonne dort versteckt.

Eines Tages so gegen Abend werd' ich zum Regimentskommandeur gerufen. Ich komme hin... Da sitzt ein Leutnant im Arbeitszimmer. Kopf und Arme trägt er im Verband. Durchbohrt mich mit entzündeten Augen, studiert mich geradezu. Ich aber melde, wie sich's gehört:

„Auf Ihren Befehl zur Stelle, Genosse Oberst!"

Unser Oberst war noch ein junger Mann, hübsch anzusehen, bloß 'n bißchen klein geraten. Er bewirtet mich mit einer Papyrossa und sagt:

„Soldat Jerofejenko, ich erteile Ihnen einen außerordentlich verantwortungsvollen Auftrag. Dieser Genosse", dabei weist er auf den verwundeten Leutnant, „ist Kameramann. Er hat in unserem Frontabschnitt Gefechtsaufnahmen gemacht. Ihre Aufgabe ist nun, den Film zum Flugplatz zu bringen, von wo aus er mit einer Sondermaschine nach Moskau gebracht werden soll."

Er entfaltet die Karte 1 : 1500 und zeigt mir, wo der Flugplatz liegt. An die drei Stunden Fahrt müssen es sein hin und zurück. Dann erhebt sich der Kameramann und sagt: „Hier hast du die Schachtel, darin liegt die Filmkassette mit dem Negativ. Die Schachtel ja nicht aufmachen oder fallen lassen... Und überhaupt behutsam umgehen mit solchen Sachen, da heißt es aufpassen wie bei 'nem kleinen Kind!"

Gesagt, getan. Ich sause los mit meiner Maschine, und die Schachtel liegt im Beiwagen. Der Wind bläst mir ins Gesicht und faucht untern Kragen. Ganz schön kalt. Ist ja noch Vorfrühling. Tagsüber hat die Sonne schon ganz schön gewärmt, aber gegen Abend kam noch der Frostwind. Der bearbeitete über Nacht die Erde so, daß sie dann früh hart war und zerfurcht wie 'ne Walnuß.

Die Straße führt durch den Wald. Zuerst hatte ich gemeint, im Ausland seien die Bäume irgendwie anders, weiß nicht, ob schlechter oder besser, jedenfalls nicht so wie bei uns. Stimmt aber nicht. Die gleiche Pflanzenwelt. Nehmen wir zum Beispiel den Märzwald, 'n einziger Kummer, weiter nichts. Die Bäume haben kein Laub und keinen Schutz. Und die Blattknospen? Die sind kaum zu sehen...

Da kommt eine Weggabelung. Zum Flugplatz scheint's nach links zu gehen. Da ist die Straße auch schlechter. Hatte wohl allerhand Bomben abgekriegt. Ab und an hopst mein Motorrad ganz schön durch die Gegend, daß die Schachtel im Beiwagen nur so springt. Muß aufpassen, daß sie mir nicht ganz weghüpft. Also muß ich das Tempo verringern, wie 'ne Schildkröte krauchen... Es dämmert. Plötzlich vernehme ich Geschieße. Schon saust ein Soldat auf die Straße heraus und fragt:

„Wohin rast du denn?"

Ich erzähl ihm alles und er meint:

„Na, Freundchen, da hast du aber Pech. Die Deutschen sind an der rechten Flanke mit Panzern durchgebrochen. Jetzt werden sie vernichtet. Und du mußt eine ganze Strecke umfahren... So an die hundertachtzig Grad mußt du dich drehn. Dann biegst du die zweite

Straße links ein. Hast du den Wegweiser ‚Nach Berlin‘ gesehen?“
„Klar, hab ich.“
„Hab ich geschrieben! Dort biegst du ein und fährst immer geradeaus. An die sechzig Kilometer ist es. Presch los!“
An dem Wegweiser biege ich links ab. Dann wird die Straße eng wie 'ne Parkallee. Und Bäume von allen Seiten. Unter solchen Bedingungen kann man von Geschwindigkeit nur träumen. Und glaubt mir, wie ich so fahre, hab' ich 'n ungutes Gefühl. Bin zwar Komsomolze und mein Lebtag nicht zu den Popen gelaufen. Aber diesmal fühlte ich doch was innerlich kribbeln. Und da ... Ich trete auf die Bremse, was ich kann ...
Vor mir sind auf einmal drei Straßen. Grad wie in den alten Heldensagen, bloß der Stein mit der Aufschrift am Kreuzweg fehlt. Mir wird unheimlich. Ich steig vom Krad, rauch erst mal eine. Grübele, wo ich lang fahren soll. Weiß der Teufel!? Es wird dunkel ... Und mir kommt's so vor, als schreite der Wald auf mich zu. Die Erde knirscht unter meinen Stiefeln ... Rauhreif ...
Also, ich entschließe mich für die mittelste Straße. Der Soldat hatte doch gesagt, saus gradeaus ... Ich fahre zehn Minuten ... zwanzig ... eine halbe Stunde ... Die Straße schlängelt sich wie 'ne Natter. Ehrlich gesagt, ich verlier schon die Richtung und weiß nicht, ob ich ins Hinterland fahr oder an die vorderste Linie. Und wie ich anhalten will, um mit dem Kompaß nachzuprüfen, da hebt mich was hoch, hinter meinem Rücken steigt 'ne Feuersäule auf, und die Straße rutscht mir nach unten weg. Und ...
Ich werde von der Nachtkühle wach. Mach die Augen auf – über mir leuchten Sterne. Einer, zwei, drei ... zehn ... Zehn! Also lebe ich noch! Ich bewege den rechten Arm. Ist in Ordnung! Die Beine auch ganz. Bloß der linke Arm tut mir weh. Ich taste ihn ab. Er fühlt sich feucht an. Also Blut!
Recht und schlecht schraub ich mich hoch, setze mich hin, schau auf die weite Welt. Sie kommt mir neu und ungewöhnlich vor, als wär ich eben erst geboren. Und wenn ihr mich in dem Moment gesehen hättet, Freunde, ihr hättet das auch gedacht. Weil ich nämlich beinah nackt dasaß. Meine Kleider waren wie mittendurch geschnitten, und der linke Teil war ganz weg. Um die rechte Schulter baumelten mir wenigstens noch 'n paar Lumpen, aber die linke war nur vom Mondschein bedeckt.
Ich überlege, warum und wieso ich hierher geraten bin. Aber mein Kopf ist wie aus Gußeisen. Hab rundweg alles vergessen ... Ich stiere dumpf vor mich hin und sehe was glänzen. Oh, das muß die Schachtel mit dem Film



sein! Langsam wird mir alles wieder klar. Aber wo ist mein Motorrad? Ich komme auf die Beine. Die Knochen tun mir weh, aber macht nichts. Der Boden schwankt ein bißchen unter mir, als sei ich betrunken. Ich heb die Schachtel auf – ihr war nichts passiert – und stolpere die Straße entlang. Am Waldrand stoße ich auf mein Krad. Es liegt auf der Seite, das Hinterrad war weg, als hätte es nie existiert. Was tun? Man kann doch nicht von 'ner popeligen Infanteriemine umkommen! Ich verbinde mir also erst mal den Arm mit dem Hemdenrest, klemme mir die Schachtel mit dem Film untern Arm und stiefele weiter. Den Oberkörper nackt, die untere Hälfte in der bloßen Unterwäsche. Von den Stiefeln ist fast nur noch der Name da. So geh ich... Wie lange, weiß ich nicht. Dem Himmel nach zu urteilen, ist es schon Mitternacht. Und kalt ist's. Ich spüre nur so die Gänsehaut über den Rücken laufen.

Plötzlich hör ich einen Hund winseln. Der heult und winselt so fürchterlich, daß mir die Haare zu Berge stehen. Ich seh in 'ner Talsenke ein Dorf oder eher einen Weiler liegen. Zwei – drei Häuser mit Schieferdächern erkenne ich, die Dächer sind steil und hoch wie gespitzte Bleistifte. In den Fenstern kein einziges Licht. Nur der Hund heult... Ganz übel wird mir. Ich schlürfe ein bißchen Wasser am nahen Bach und gehe vorwärts... Bald komme ich ans äußerste Haus. Sieht ordentlich unbewohnt aus. Die Fenster eingeschlagen, die Haustür hängt nur in einer Angel... Na, denk ich, nur mal hineingeschaut. Vielleicht findet sich 'ne Joppe für mich. Wär doch Schmach und Schande, noch 'ne Lungenentzündung davonzuholen, in so ereignisreichen Tagen, da wir die Faschisten schon fast geschlagen haben und dicht auf Berlin zuhalten.

Ich trete ein. Gleich im Flur führt eine Treppe nach dem Obergeschoß. Die Vorhänge bewegen sich im Wind. Mitten im Zimmer stehen Koffer, allerhand Lumpen liegen herum. Macht ganz den Eindruck, als hätten es die Bewohner eilig gehabt...

Im Obergeschoß stoße ich wieder auf eine Tür. Nicht schlecht, das Zimmerchen. Sofa auf geschwungenen Beinen, kristallene Tischlampe auf dem Klavier. Der Deckel ist hochgeklappt, die Tasten blitzen wie gebleckte Zähne. Spielen kann ich nicht, aber der Teufel reitet mich, daß ich doch mal klimpere. Also leg ich meine Schachtel auf den nächsten Diwan und spiel mit einem Finger „Zeisig, Zeisig, wo warst du?" und noch allerhand solchen Kram... Tumtum... Tamtam-tralala...

Nicht lange hab ich so geübt, denn ich fühle, mich sieht jemand von hinten an. Mit einem Ruck fahr ich herum und seh Hitlers Bild an der Wand.

Mit 'nem kräftigen russischen Fluch schaff ich mir Atemfreiheit und hau ihm mit dem kristallenen Leuchter eins in die Fresse. Hach! Hab ich doch nicht bedacht, daß ich lieber keinen Lärm machen sollte. Schließlich ist man in 'nem fremden, unbekannten Land... Gleich neben der Stube ist das Badezimmer. Ich prüf das Wasser – genau richtig! Und warum solltest du, Soldat Jerofejenko, dich nicht mal ordentlich waschen? Ich steig in die Wanne. Wie gut das tut! Das Wasser ist nicht weiter eisig. Ich plätschere herum wie'n Ferkel. Aber da... hör ich die Treppe knarren, als komme vorsichtig einer 'rauf. Und ich hab keine Waffe. Meine MPi ist verschwunden...

Das Geräusch wird deutlicher – ist schon an der Tür. Wie aus der Wanne herauskatapultiert, springe ich auf und im Adamskostüm zur Tür. Da seh ich zwei Deutsche in Uniform. Ich packe die Schachtel mit dem Film und schwinge sie über meinem Kopf, dazu schreie ich aus Leibeskräften:

„Halt! Chende hoch!"

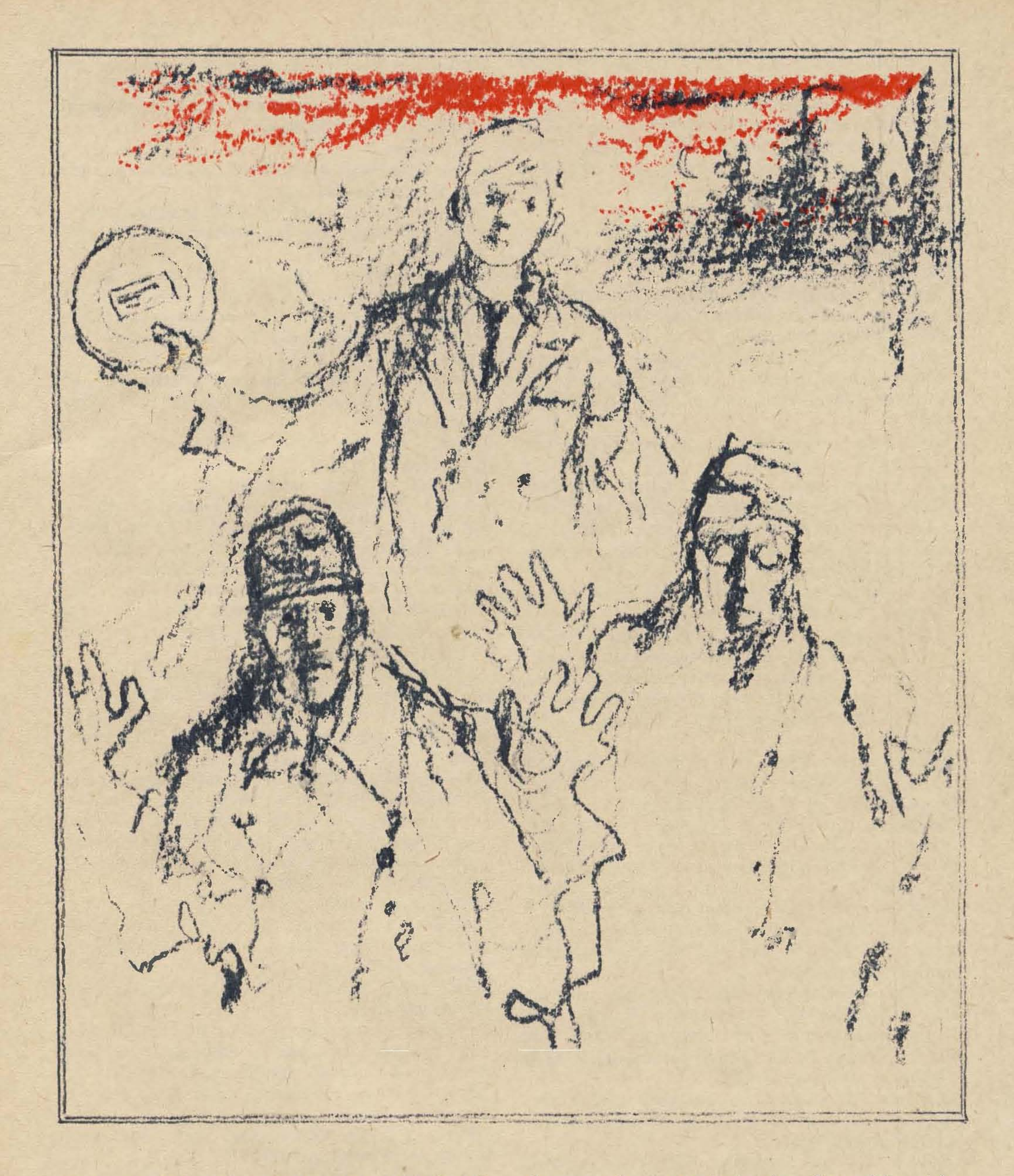
Und da seh ich erst, daß sie die Arme – in den Händen weiße Taschentücher – längst hoben. Also ergeben sie sich gutwillig. Ehrlich gesagt, ich bin nicht gerade ein Meister der deutschen Sprache, hab eben kein Talent. Ein bißchen kriegte ich in der Schule mit, und wie wir nach Deutschland kamen, hab ich noch ein Dutzend Wörter aufgeschnappt: Schnell, komm, zurück und so... Ich denke nach, was ich ihnen sagen könnte, lasse aber die Schachtel in Reichweite. Ich ahne, daß sie eine Panzervernichtungsmine darin vermuten. Und wie zur Bestätigung meiner Meinung stammeln sie mit bebender Stimme:

„Hitler kaputt!"

„Stimmt genau! Die Waffen weg!" Weiß der Teufel, wie man das deutsch sagt. Na schön, also spiele ich halb Pantomime und sage: „Piffpaff!" und weise mit den Augen auf den Fußboden.

Sie begreifen, schütteln die Köpfe. Sie hätten keine Waffen. Ich seh ja selber, daß sie ohne MPi und Gewehr dastehen. Wenn aber nun plötzlich noch eine Pistole in 'ner Tasche steckt? Also sag ich: „Ein – komm!" Recht und schlecht durchsuche ich sie einzeln, aber es finden sich keine Waffen. Es stellt sich heraus, daß sie desertiert sind. Sie haben beschlossen, sich in Gefangenschaft zu begeben, denn es ist gefährlich, sich zu verstecken. Das hab ich ihnen aber erst später geglaubt. Zuerst mußte ich jedenfalls die Ohren steifhalten. Ich setze sie auf das Sofa und mache ihnen verständlich, daß sie sich ja nicht rühren sollen, sonst... Und fuchtele wieder mit der Schachtel herum. Wir könnten alle zusammen in die Luft fliegen.

Sie glauben es mir. Ich seh sie nun genau an. Es sind ältere Männer, offenbar aus dem letzten Aufgebot des Volkssturms. Intelligenzler. Sitzen da, ohne sich zu regen. Der Mond scheint ins Zimmer herein. Und ich zieh mir Zivilkleider an. Im Schrank hab ich sie gefunden... Alles da. Hemd und Binder. Zieh mich an, und mir ist selber ekelhaft zumute. Mir dreht sich alles um und um... Irgend so'n Fritz da hat's getragen. Und ich... Was bleibt mir übrig? Schließlich kann ich ja nicht nackend zum Flugplatz kommen. Schuhe waren nicht im Schrank. Also muß ich mit meinen Stiefelresten vorliebnehmen.



Dann sehe ich mich im Spiegel an. Beinah aufgeschrien habe ich! Habe ja meine Person lange nicht in Zivil gesehen. Sieht komisch aus! Aber den Deutschen ist nicht nach Lachen zumute. Sie verstehen ja nicht, worum's geht.
„Aufschtejn! Komm . . ."
Wir gehen los, sie vornweg. Ich schwenke die Schachtel hinter ihnen her. Ich weiß nicht, ob's aus Versehen kam oder vor Schreck, jedenfalls führen sie mich in den Innenhof . . . Und da bin ich baff: Mitten im Hof steht in vollem Glanz, als wär's auf 'ner Ausstellung, ein Motorrad Marke BMW. Mit Beiwagen. Eine klassische Nummer kommt mir in den Sinn. Ich reiche dem einen meine Schachtel hin, bedeute ihm, sie mal zu halten. Dann betrachte ich mir in aller Ruhe das Motorrad. Alles in Ordnung. Die Maschine ist intakt. Ich bedeute dem einen, die Schachtel zu halten. Er sieht mich flehend an, seine Hände zittern. Da schreie ich:
„Schnell! Schnell!" und beäuge das Krad nochmals.
Die Fritze stehen lassen und allein davonfahren! Ja, aber mit einem Arm kriege ich das Motorrad nicht fort. Ich frage, wer von ihnen fahren kann. Beide nicken. Also fasse ich einen

Entschluß, wie er Alexander dem Großen nicht besser eingefallen wäre: Ich lasse einen ans Lenkrad setzen, den anderen in den Beiwagen, die Kiste auf den Knien, ich selber aber schwinge mich auf den Sozius... Zehn Kilometer haben wir bald hinter uns. Plötzlich zischt eine MG-Garbe über unsere Köpfe hinweg. Und der verwegene Ruf: „Stooooi!"
Soldaten rennen auf uns zu, es sind unsere, vertraute Leute mit Sternchen an den Mützen. Ich schreie:
„Brüder! Endlich! Ich hab mich mit denen" – wobei ich auf die beiden Deutschen deute – „schon weidlich abgeplagt!"
Statt einer Antwort mustert mich ein junger Soldat – sein Gesicht ist gutmütig wie das Köpfchen eines Vogels – von Kopf bis Fuß und sagt:
„Ein Bandera-Bandit ... Jungs, wir haben 'nen Bandera-Kerl erwischt!"
„Bekreuzige dich und versündige dich mal nicht", sage ich. „Bist wohl ganz besengt, hm!"
„Dich werd ich gleich besengen, du Misthund!"
Die Soldaten umringten uns. Ich höre, wie einer leichtfertig bemerkt:
„Die Deutschen ab in den Stab. Und diesen Lumpen knallen wir hier nieder."
„Aber Brüder, ich bin doch Soldat Jerofejenko ... Aus 'nem Artillerieregiment ..." „Ha, ein Soldat", lachen sie. „Cheviotanzüge tragen sie dort und die Hosen in die Stiefel gesteckt. Ist 'n Bandera-Schwein ersten Ranges. Ach, du Luder!"
Jemand klickt schon mit dem Gewehrschloß. Zu meinem Glück kommt ein Unterleutnant hinzu. Ich melde ihm, daß ich einen Film zum Flugplatz transportiere und auf eine Mine gefahren bin. Die Deutschen seien meine Gefangenen ... Nach diesen meinen Worten wollen die anderen schier vor Lachen platzen. „Huhu, Gefangene! Der hat ja nicht mal 'ne Waffe!"
„Unterhaltung einstellen!" befiehlt der Unterleutnant. „Führen Sie die Festgenommenen zum Kompaniechef."
Der Kommandopunkt der Kompanie befindet sich im Keller eines zerstörten Hauses. Der Kompaniechef sitzt am Tische, auf dem eine Ölfunzel blakt. In der Zimmerecke arbeitet eine Funkerin an ihrem Gerät.
Man erzählt dem Kompaniechef meine Geschichte. Er steckt sich an der Funzel 'ne Zigarette an und sagt:
„Öffnen Sie die Schachtel. Wenn es wirklich ein Film ist, müssen wir den Genossen umkleiden und ihm helfen ..."
Ein kluger Mann. Man merkt gleich: Er hat den Krieg mitgemacht. Der Adjutant des Kompaniechefs nimmt die Schachtel in die Hand, will sie aufmachen. Stellt euch meine Lage vor! Ich schreie:
„Wag's ja nicht! Da wird doch der Film belichtet!"
Da guckt der Kompaniechef schon mit anderen Augen drein. Er schöpft Verdacht. Sagt zur Funkerin: „Sofja Pawlowna, übersetzen Sie mal ..."
Und fragt die beiden Deutschen, was in der Schachtel ist. Die antworten irgendwas. Die Dolmetscherin wird gleich fahl im Gesicht.
„Eine Panzerabwehrmine."
„Eine Mine?"
Gespannte Stille breitet sich in dem Keller aus.
Der Kompaniechef sagt:
„So eine Mine hab ich noch nie gesehen. Wahrscheinlich haben die Schufte wirklich 'ne neue ausgetüftelt ..."
Ich versuche zu erklären. Bin aufgeregt. So glaubt man mir natürlich nicht. Man ruft einen Pionier. Der kommt. Ist ein sachverständiger Onkel. Der sieht sich die Kassette an und sagt:
„Das ist keine Mine. Ist 'ne Filmschachtel. Ich weiß das genau, denn mein Schwager ist Filmmechaniker."
Da fällt mir ein Stein vom Herzen. Doch der Pionier fährt fort:
„Die Mine steckt vielleicht in der Schachtel innen." Und will schon den Deckel heben.
Ich flehe ihn an, die Schachtel nicht zu öffnen:
„Die Menschen haben ihr Leben eingesetzt, um die Filmchronik der Kämpfe aufzunehmen!"
„Wahrscheinlich ist ein Zeitzünder dran", sagt der Pionier. „Seht doch, wie er sich aufregt. Am besten bringen wir alles 'raus und sprengen es im freien Felde."
„Einverstanden", sagt der Kompaniechef.
„Aber Genossen, was macht ihr bloß! So geht's doch nicht! Es ist ein staatswichtiger Auftrag ..." Doch der Unterleutnant unterbricht mich:
„Genosse Hauptmann ... Wenn in der Schachtel wirklich ein Film ist, dann muß er in Kassetten stecken. Das weiß ich genau. Deshalb kann man den Deckel ruhig heben." Und fragt mich nochmals auf Ehre und Gewissen: „Ist wirklich ein Film drin?"
„Stimmt, ein Film ..."
Das Schloß schnappt. Schon steht der Deckel nach oben. Innen liegen vier Metallkassetten, rund wie MPi-Trommeln.
„Ein ganzes Minenlager", scherzt finster einer der Anwesenden.
Wirklich, wenn man sich an ihre Stelle versetzt, ist das gar nicht so abwegig. Wer weiß denn genau, was in den Kassetten steckt? Ich schwitze schon ordentlich. Bloß gut, daß der Unterleutnant sagt:
„Macht mal die Funzel aus. Wer's ihm nicht glaubt, mag hinausgehen ..."
Keiner rührt sich. Nicht, weil sie alle meinen Worten geglaubt haben. Bloß, die Menschen sind im Krieg an allerhand Gefahren gewöhnt. Zwei Soldaten heben mich auf die Schultern, damit ich im Dunkeln nicht davonrenne. Die Deutschen packen sie auch. Die Funzel erlischt. Der Unterleutnant nimmt seinen Mantel über den Kopf ... Eine Minute vergeht, eine zweite ... Dann endlich sagt er dumpf unter seiner Hülle heraus:
„Könnt wieder Licht machen! Es ist wirklich ein Film ..."

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer





Noch nicht zu spät

1971 werde ich in die Reserve versetzt. Allerdings bin ich dann schon 29 Jahre alt. Habe ich da noch Chancen, beim Zolldienst angenommen zu werden?
Oberfeldwebel Heinicke, Leipzig

Aber durchaus. Das Einstellungsalter bei der Zollverwaltung beträgt in der Regel für weibliche Bürger 20 bis 35 und für männliche Bürger 20 bis 45 Jahre.

Zwei Daten – ein Ereignis

Warum fällt der Tag der NVA auf den 1. März des jeweiligen Jahres, wo doch die Gründung der Armee am 18. 1. 1956 stattfand?
Günther Lipsius und Wolfgang Fischer, Berlin

Die Volkskammer beschloß am 18. Januar 1956 das „Gesetz über die Schaffung der NVA". Am 1. März gleichen Jahres nahmen dann das MfNV und die Stäbe der Land-, Luft- und Seestreitkräfte ihre Arbeit auf. Dieses Ereignis wurde zum Anlaß genommen, um den 1. März jeden Jahres als Feiertag unserer Volksarmee zu begehen.

Terrorgeschoß

Ich las kürzlich von einem neuen Geschoß mit dem Namen „Bienenschwarm", welches die US-Streitkräfte in Vietnam verwenden. Mich würde näheres darüber interessieren.
Gefreiter Wagenknecht, Gera

Diese Bezeichnung trägt eine 105-mm-Artilleriegranate. Sie enthält 8000 kleine Stahlpfeile, die fächerartig nach vorn geschleudert werden. 300 Meter vom Detonationspunkt entfernt beträgt die Wirkungsbreite des Fächers etwa 100 Meter. Der Pfeil, der einen Sicheleffekt erzeugt, ähnelt einem Nagel, hat aber statt eines Kopfes vier Stabilisierungsflügel.

Lanzenbrecher

Seit einigen Jahren lese ich die AR. Manchmal war da über unhöfliche Armeeangehörige zu lesen, doch das ist nicht der Alltag. Ich möchte eine Lanze für die brechen, die ständig im Dienst wie in der Öffentlichkeit die Normen der sozialistischen Ethik und Moral beachten. Ich wurde im April 1969 in die Reserve versetzt und glaube sagen zu können, es gibt mehr vernünftige und pflichtbewußte Soldaten, als es ob und zu im Postsack zum Ausdruck kommt.
E. Deichsel, Breitenbrunn

Grenzergruß

Einen herzlichen Gruß allen ehemaligen Angehörigen des „Sicherungszuges" Wartha/Eisenach, vor allem unserem damaligen Kompaniechef, Oberleutnant Fröbel.
Feldwebel d. R. Rohde, Jena

Uber Draht und Funk gelenkt

Wie schnell bewegen sich Panzerabwehrlenkraketen?
Pionier Stieffen, Dessau

Die Raketen fliegen in Bodennähe und haben im allgemeinen Geschwindigkeiten zwischen 85 und 200 m/s.

Doppelt nicht gestattet

Mir ist bekannt, daß für staatliche Auszeichnungen, die an Armeeangehörige verliehen werden (z. B. Leistungsabzeichen der NVA), ein monatliches Zusatzstipendium gezahlt wird. An der Rostocker Universität wurde mir aber mitgeteilt, daß mir nicht dieses, sondern nur ein zusätzliches Stipendium für meine Dienstzeit als Soldat auf Zeit gewährt wird. Ist das richtig?
Stobsmatrose Böhme, Zingst

Schon durch Ihre dreijährige Dienstzeit sind Sie berechtigt, ein zusätzliches Stipendium zu empfangen. Auch das Leistungsabzeichen der NVA garantiert eine derartige zusätzliche Vergütung, sofern man eine fünfjährige Berufstätigkeit (Lehrzeit wird nicht, Armeezeit dagegen wird angerechnet) nachweisen kann. Beim Zusammentreffen mehrerer Voraussetzungen für ein Zusatzstipendium wird allerdings nur eine Vergütung gewährt. Sie erhalten also monatlich 80,– M.

Zu hohes Ziel

Ich bin Zivilbeschäftigter der NVA und schwerbeschädigt. Kann ich das neue Militärsportabzeichen ebenfalls erwerben?
Helmut Thümmler, Leipzig

Nein, denn dieses spezielle Sportabzeichen hat sehr



schwierige Bedingungen, die ausnahmslos nur von gesunden Männern erfüllt werden können. Wir empfehlen Ihnen, das DDR-Sportabzeichen für Versehrte zu erwerben.

Die Ersten

Welche Maschinen flogen unsere Luftstreitkräfte, als sie 1956 geschaffen wurden?
Gefreiter Salmen, Dresden
Die ersten Flugzeuge waren Kolbenmaschinen des Typs Jak 18 und Jak 11. Monate später kam das Strahljagdflugzeug MiG 15 dazu.

In guter Erinnerung

Öffentlich möchte ich mich bei meinem damaligen Kommandanten, Leutnant zur See Brösel, bedanken. Er beeinflußte meinen ganzen Weg bis zum Stabsmatrosen. Dieser Genosse verkörpert einen bewußten Offizier und einen verständnisvollen Menschen. Mich würde es sehr freuen, wenn er mir mal schreiben würde.
Erwin Fenske, 22 Greifswald, Am Grünland

Runde Summen

Ein Berufssoldat erhält, wenn er nach 10 Dienstjahren aus dem aktiven Dienst ausscheidet, ein Überbrückungsgeld von 3000 Mark. Einem Genossen, der nun nach 12 oder 13 Jahren nach Hause geht, müßten doch dann die restlichen Jahre prozentual vergütet werden.
Stabsfeldwebel Allsen, Dresden
Maßgebend für den Anspruch auf Überbrückungsgeld ist die Erfüllung des fünfjährigen Zyklus (10, 15, 20 Dienstjahre). Zwischenzeitliche Berechnungen und Auszahlungen sind nicht statthaft.

Typen-Austausch

Ich möchte mit anderen Flugzeugtypen-Sammlern des In- und Auslandes in Briefwechsel treten, um Daten, Fotos und Meinungen auszutauschen. Ich sammle auf den Gebieten Jagd-, Bomben- und Versuchsflugzeuge von 1928 bis zur Gegenwart.
Jürgen Kühn, 784 Senftenberg, Karl-Ziehm-Str. 19

Gucken in den Himmel

Ihr berichtet in Euren Ausgaben auch über Raumfahrtprojekte. Dabei fiel mir auf, daß der Autor, Heinz Mielke, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft ist. Wann entstand diese Gesellschaft, wo hat sie ihren Sitz und mit welchen Problemen befaßt sie sich?
Hartmuth Behne, Magdeburg
Die Gesellschaft wurde 1960 in der Hauptstadt der DDR gegründet und befindet sich in 102 Berlin, Poststr. 3–4. Sie beschäftigt sich mit allen theoretischen und fachlichen Fragen der modernen Raumfahrt, ihrer Randgebiete und mit allen anderen damit zusammenhängenden Problemen von Wissenschaft und Forschung. Mitglieder der Gesellschaft sind vorwiegend Fachleute der Forschung, der Industrie, des Hochschulwesens sowie Astronomen und Fachjournalisten.

Die es vor sich haben

Wer zählt denn eigentlich als ungedienter Reservist?
Soldat Hämmerlein, Schwedt
Alle Wehrpflichtigen mit Beginn des 18. Lebensjahres bis zur Einberufung zum aktiven Wehrdienst, Wehrersatzdienst oder Reservistenwehrdienst.

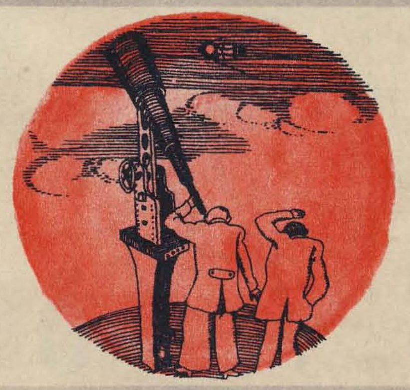
Ein Arbeiterveteran wurde geehrt

Anläßlich des Tages der Armee wurde mir von den Grenzern in Rudolstadt die Verdienstmedaille der NVA in Bronze überreicht. Das war eine große Überraschung für mich, zumal ich jetzt 80 Jahre alt geworden bin. Für mich ist es eine hohe Ehre und zugleich eine Anerkennung für die Leuna-Werke und für alle Genossen, die sich tatkräftig einsetzen, um den Patenschaftsvertrag zu erfüllen. Wir werden auch weiterhin unsere Pflicht erfüllen.
Kurt Beerbaum, Leuna

Nehmen oder Nichtnehmen – das ist hier die Frage

Im nächsten Jahr bin ich 15 Jahre bei der Armee. Bei einer Versetzung in die Reserve erhalte ich 4000,– Mark Übergangsgeld. Nun hörte ich, daß mir dadurch Nachteile bei der späteren Rentenberechnung entstehen und es







besser wäre, darauf zu verzichten.
Stabsfeldwebel Anderson, Neubrandenburg

Da sind Sie falsch beraten worden. Diese Gelder haben keine Auswirkung auf eine spätere Rentenzahlung durch die Sozialversicherung.

Vor 30 Jahren

Veröffentlichen Sie bitte die Dienstgrade der Politarbeiter in der Sowjetarmee im Jahre 1941.
Oberfeldwebel d. R. Uhl, Berlin

Politleiter (Zug), Oberpolitleiter (Kompanie), Bataillons-, Regiments-, Brigade-, Divisions-, Korps-, Armee-Kommissar, Armee-Kommissar 2. und 1. Ranges.

Hinein in die Erde

Wir möchten die Genossen der Armee auf einen interessanten Industriezweig hinweisen: die geologische Erkundung und Förderung von Erdöl und Erdgas. Ungelernte Arbeitskräfte können sich an unserer Betriebsakademie in kurzer Zeit zu Facharbeitern qualifizieren. Genossen aus metallverarbeitenden Berufen können als Schlosser, Dreher, Motorenwärter, Stahlbandmonteure, BMSR-Mechaniker in unseren Werkstätten, Bohranlagen und Montageabteilungen eingesetzt werden. Die Entlohnung erfolgt nach Bergbautarif, dazu kommen noch einige Vergünstigungen. Auskünfte erhalten Sie durch den VEB Erdöl und Erdgas, Direktionsbereich Kader und Berufsbildung, 1606 Mittenwalde.

Zweimal im Jahr

Wer legt fest, welche Bürger einberufen werden?
Günter Dortleben, Halberstadt

Der Minister für Nationale Verteidigung. Er bestimmt den Jahrgang und den Zeitpunkt der Einberufung von Wehrpflichtigen zum aktiven Wehrdienst oder zum Wehrersatzdienst.

Am eigenen Leibe verspürt

Zu Ihrer aktuellen Umfrage „Kontaktschwierigkeiten?" im April-Heft. Wir haben solch einen Vorgesetzten, der stets ein offenes Ohr für die Soldaten hat: Unteroffizier Gäbelein. Er ist knorke, weiß stets zwischen Dienst und Freizeit zu unterscheiden und läßt sich niemals gehen.
Soldat Eisenstein, Eggesin

Nur noch drei Pfund an den Beinen

Ich habe von neuen Stiefeln für Soldaten gehört, sie sollen leichter als ihre „Vorgänger" sein. Stimmt das?
Hans-Jürgen Pauligk, Forst

Das stimmt. Es handelt sich um einen Halbschaftstiefel mit anvulkanisierter Laufsohle. Hier seine Visitenkarte: vermindertes Gewicht (1500 g), zweckmäßige Form, sehr gutes Paßvermögen, hohe Biegsamkeit, geringer Abnutzungsgrad. In diesem Zusammenhang möchten wir auf den Film „Unsere Uniform" vom Armeefilmstudio aufmerksam machen. Dieser Streifen – der auch in der Öffentlichkeit vorgeführt werden kann – zeigt die Entwicklungsgeschichte der Uniformen und die Herstellung der heutigen militärischen Bekleidung. Außerdem werden u. a. die Aufgaben der Uniform bei der Ausbildung sowie die Pflege der Bekleidung und Ausrüstung dargelegt.

Vier an der Zahl

Wieviel Flotten besitzt die Sowjetarmee?
Werner Götz, Lohnen

Nordmeer-, Baltische Rotbanner-, Schwarzmeer- und Pazifikflotte.

AR-Markt

Suche:

Jahrgänge 1956–1967.
Volker Sack, 37 Wernigerode, Malzmühle 6

Hefte 1–4/1969.
Bernhard Wirtz, 3018 Magdeburg, Lübecker Str. 46

1, 3/1968, biete 5, 6/1968.
Brigitte Kleie, 1424 Leegebruch, Pionierstr. 44

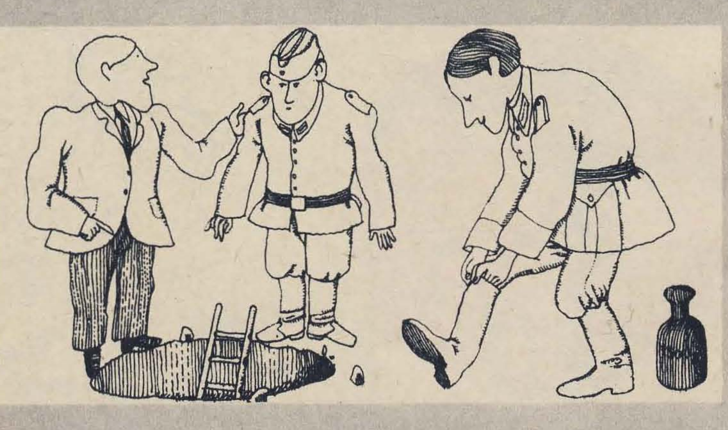
Biete:

Nr. 6, 7, 9–12/1966, 1–12/1967, 2–12/1968, 4, 9, 10–12/1969. Suche ausländische Tierbriefmarken.
Jörg Schütte, 193 Wittstock, Schwedenstr. 6

Hefte aus den Jahren 1967 bis 1969 (teilweise ohne Typenblätter), suche Postkarten bis 1925.
Michael Hunger, 9103 Limbach-Oberfrohna, Hauptstr. 52

4, 7, 10/1965, 1–7, 10–12/1966, Jahrgänge 1967–1969, 1–4/1970. Typenblätter werden auf Wunsch gesondert mitgegeben, da diese schon entfernt sind.
H.-U. Fuhrmann, 7021 Leipzig, Heinickestr. 2

6, 7, 9–12/1962, Jahrgänge 1963–1966, 1968, 1969, 10 bis 12/1967, 1–3/1970.
Unteroffizier d. R. Heinz Gierschner, 4301 Straßberg, Fluor



Vignetten: Klaus Ensikat



SINGAPORE

HARRY THÜRK

DMV 1970, 272 S., 7,50 M

Harry Thürk:
„Singapore"

Singapore, die stärkste Festung des britischen Imperialismus während des zweiten Weltkrieges im fernöstlichen Raum mußte vor den Japanern kapitulieren, obwohl sie auf eine Belagerung vorbereitet war. Warum wurde die Bevölkerung nicht bewaffnet, warum die niederländischen, britischen und amerikanischen Flottenkräfte nicht zusammengefaßt? Der Autor beantwortet diese Fragen in einem spannend geschriebenen Buch.



Verlag Neues Leben, 1970, 332 S., 7,80 M

Joachim Walther:
„Sechs Tage Sylvester"

Der Held des Buches, Bernd Sylvester, steht zwischen zwei wesentlichen Abschnitten seines Lebens. Das Studium hat er hinter sich, den Beruf als Journalist noch nicht begonnen. Pause also, Zeit für Gedanken, Zwischenbilanz. Was war? Was ist? Wird sein? Äußerer Anlaß der Überlegungen: Ein Lebenslauf ist zu schreiben. Leichter gesagt als getan, vor allem, wenn alles verhältnismäßig glatt gegangen ist nach außen hin. Oder waren da Sprünge, Risse? Wie denn eigentlich? Und so sitzt er auf seiner Folterbank und stochert in seiner Vergangenheit herum. Und denkt an die Gegenwart, bilanziert für die Zukunft. Die Gedanken zerfasern sich beim Zurückblenden; Kindheit, Elternhaus, Schule dämmern herüber, ergiebiger und breiter werden Studentenzeit und Studenten erhellt, Haltungen analysiert, von Freundschaften berichtet, die dauerten und die dahingingen, Zwischenstationen ähnlich; mit einer verflossenen Liebschaft wird abgerechnet, und eine wirkliche Liebe wird auf Hiddensee amtlich gesiegelt. Wie gesagt, viele Gedanken, viel Sinn des Lebens, Reflexionen über Vergangenes, Blick auf Menschen mit Wertung, Nachdenklichkeit, allerdings — und das muß auch gesagt werden, nicht eben etwas für Leser, die nach Aktionen suchen und dramatische Vorgänge bevorzugen. Mindestens ein Vorbild ist unverkennbar, was soll's aber, dies einschränkend zu nennen, wenn dabei so viel Eigenständiges entstanden ist. Vielleicht wird den Gedanken manchmal zuviel aufgepackt, was sie schwer macht und sich etwas schraubt. Geschenkt! Ich würde sagen: als Debut achtbar, als Buch lesbar, für den Leser brauchbar. Ein neuer Autor — ein Gewinn.

Claus

„Tödlicher Irrtum"
(DEFA)

Ölrausch in Windriver City. Auf Indianerland ist eine Bohrung fündig. Ölboß Allison (Rolf Hoppe) plant das Geschäft seines Lebens, Ingenieur Garrett (Hannjo Hasse) und seine Männer feiern den Erfolg, und auch die Shoshonen erhoffen sich vom Reichtum ihres Bodens eine Verbesserung ihres kärglichen Lebens. Tödlicher Irrtum! ... Die Häuptlinge der Reservation, durch Verträge mit der Wyoming Oil Company an der Ausbeutung des schwarzen Goldes beteiligt, bedroht plötzlich ein tödliches Schicksal: beim Kartenspiel im Saloon, auf dem Jagdritt, durch Steinschlag in den Rocky Mountains ... Sheriff Chris Howard (Armin Mueller-Stahl) und sein indianischer Halbbruder (Gojko Mitic) glauben nicht an die Kette der Zufälle. Gemeinsam beginnen sie den Kampf um Recht und Besitz der indianischen Bevölkerung. Mit diesem Farbfilm (Regie: Konrad Petzold) setzt die DEFA ihre erfolgreiche Serie über die Geschichte der Indianer Nordamerikas fort. Weitere wichtige Rollen spielen Annekathrin Bürger, Krystyna Mikolajewska, Rolf Ludwig, Gerry Wolff und Bruno O'Ya. Premiere ist während der Sommerfilmtage auf den schönsten Freilichtbühnen der DDR, wo u. a. auch der DEFA-Film „Hart am Wind" (ausführlicher Bericht in AR 9/69) zu sehen sein wird.

E. K.



Mit der Kamera auf See und an Land

Aus der Arbeit des Amateurfilmstudios der Volksmarine Rostock
berichten Fregattenkapitän Robert Rosentreter
und Kapitänleutnant Dieter Flohr





Aufgeblendet!

Unterleutnant Peter Seemann, auf unserem Foto noch als Obermeister, auf der Jagd nach einem lohnenden Motiv. Wind und Wetter, dazu Schlingern und Stampfen unserer Schiffe machen die Kameraführung mitunter zu einem Problem. – Die „Schnellsten der Ostsee" – Leichte Torpedoschnellboote der Volksmarine – bieten dem Kameramann stets ein lohnendes Ziel. Die Freude ist groß, wenn es gelungen ist, eine solche Filmeinstellung einzufangen, wie wir sie hier mit der Kamera festhalten konnten.

Ein neuer Film soll entstehen. Länger als ein halbes Jahr grübeln die Mitglieder unseres kleinen Kollektivs über seine künstlerische Gestaltung. Vieles will bedacht sein: Bildauswahl, Schnitt, Musik, Geräusche, Kommentar . . . Der Titel steht schon fest: „Das Messer des Soldaten" soll er heißen.

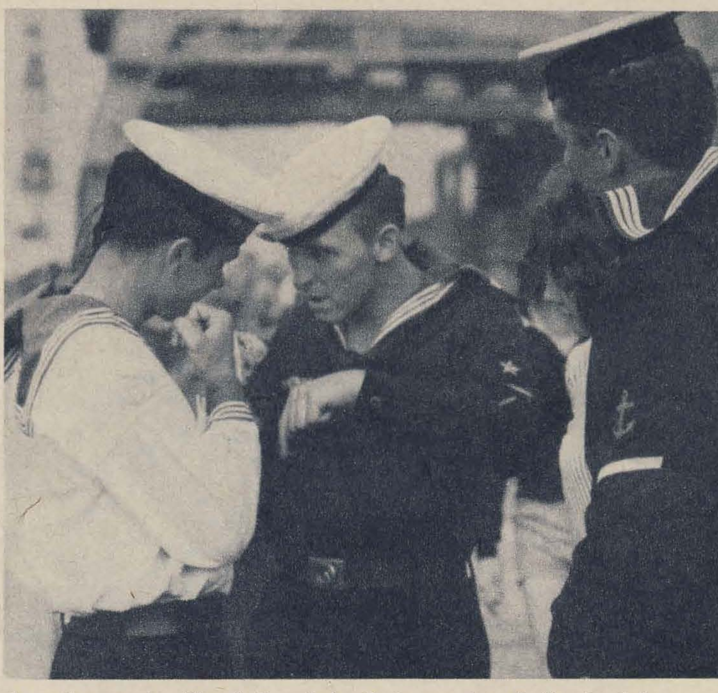
Wenn wir Soldaten Filme machen, so sollen es auch in erster Linie Filme für Soldaten sein. Sich aber Hunderte von Stunden neben der eigentlichen Tätigkeit hinzusetzen und hart zu arbeiten, verrät etwas davon, daß an dieser Freizeitbeschäftigung etwas sein muß, was ein Kollektiv über Jahre fesseln und verbinden kann. Es ist das gemeinsame Ziel, vielen Zuschauern Erlebnisse, Erkenntnisse, ja, künstlerischen Genuß zu vermitteln. So wie uns Amateuren das gelingt, also wie wir es vermögen, mit den Berufsfilmkollegen trotz eingeschränkter Möglichkeiten gleichzuziehen, fesselt diese Aufgabe, bereitet Freude und gibt uns und anderen Entspannung. So ist es auch um unseren jüngsten Beitrag für die diesjährigen Arbeiterfestspiele bestellt, das „Messer", wie wir kurz zu sagen pflegen. Um ihn rankt sich eine bewegende Entstehungsgeschichte.

Die Filmidee tauchte in den Tagen des 20. Geburtstages unserer Republik auf. Zur Feiertagsstimmung, die uns in Rostock erfaßt hatte, trug ein sowjetischer Flottenverband bei, der gemeinsam mit Schiffen und Booten unserer Volksmarine im Stadthafen festgemacht hatte. Eine großartige Flottenparade und exakte maritime Vorführungen zogen Tausende Menschen an und brachten auch unsere Kameras zum Surren. Glückliche, frohe Gesichter, geschmückte Straßen, freundschaftliche Begegnungen wo immer wir auch mit unseren Kameras auftauchten. Modernste, kampfstarke



Schiffe gaben wohl allen ein stolzes, sicheres Gefühl. Wir feierten ein Fest des Friedens. Doch mitten in diesem Trubel passierte die Geschichte mit dem Messer. Sie ließ uns sehr nachdenklich werden. Auf dem MLR-Schiff „Potsdam" erschien eine Delegation südvietnamesischer Kämpfer. Die Begegnung mit unseren Matrosen war sehr herzlich.

Aufgeblendet!



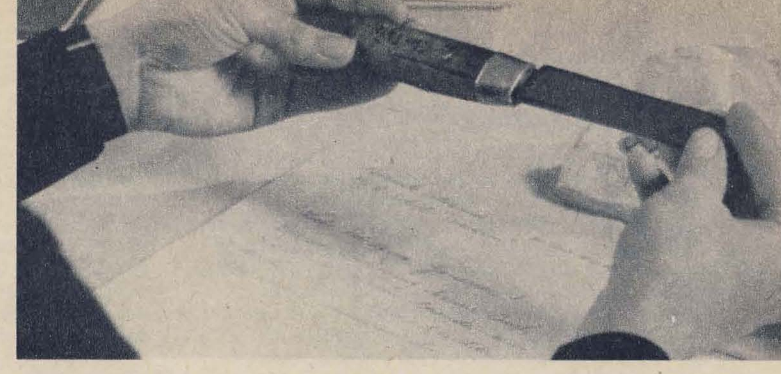
Szenenfoto aus dem Film „In Freundesland", der von einem Treffen der drei verbündeten Ostseeflotten zu den Tagen des Meeres in Gdynia berichtet.

Aber in die laute Freude hinein schlich sich der Gedanke an Vietnam, an Krieg, an das Sterben unschuldiger Frauen und Kinder, an die Mordtaten imperialistischer Söldner. Wir aber feierten. Die vietnamesischen Genossen wußten aber auch anschaulich von Niederlagen und ehrlosem Ende der Söldner zu berichten. Unsere Matrosen hingegen erzählten von ihrem Dienst, von ihren Begegnungen mit dem imperialistischen Gegner auf hoher See. Oft gibt er sich sehr jovial, meist aber frech und anmaßend. Als der Abschied nahte, drückte daraufhin einer dieser schmächtigen, zähen vietnamesischen Soldaten einem Matrosen der „Potsdam", einem baumlangen Jungen, ein Messer in die Hand. Er hatte es selbst aus Trümmern einer vernichteten US-Maschine und einer Granathülse gefertigt und den Schwur abgelegt, es nicht eher aus der Hand zu geben, bis der Feind besiegt ist. Vater, Mutter und Geschwister waren im Kugelbombenhagel ums Leben gekommen!
Und doch trennte er sich von seinem Rachesymbol, das den Gedanken des Sieges und des Kampfes in sich vereint. Matrosen der Volksmarine halten dieses Messer nun in Ehren. Welch eine bewegende brüderliche Geste! Konnte es für uns eine Filmidee geben, die mehr Gedankenfülle bot? So begann die Arbeit am Film. Eine Idee, ein zarter Lichtstrahl noch, den wir verfolgten, verstärkten. Schließlich erhellten sich Zusammenhänge. Alle täglichen Bemühungen um gute Gefechtsausbildung, um Höchstleistungen, um die Meisterung der Kampftechnik, um ideologi-

Anerkennungen

Auf dem Bankett, das der Chef der Volksmarine zu Ehren der sowjetischen Waffenbrüder gab, die zum 20. DDR-Geburtstag bei uns zu Gast weilten, sollte der Film „Oktoberreport" als offizielles Geschenk überreicht werden. Aber man konnte doch dem Genossen Admiral Potschupailo nicht einfach eine Blechkassette in die Hand drücken! Also müßte man den Film vorführen. Das aber löste ebenfalls Bedenken aus. Hatte es das schon gegeben? Die Vorstellung wurde dann zu einer unvergeßlichen, begeisternden Kundgebung unserer Waffenbrüderschaft. Wir nahmen sie als Anerkennung unserer Arbeit, wie sie durch Medaillen und Preise nicht höher sein kann.
Als westliche Pressevertreter diesen Film auf der Leipziger Dokumentar- und Kurzfilmwoche sahen, reagierten sie auf die dargestellte tiefe Waffenbrüderschaft und Kampfstärke sehr sauer. Das war auch eine, wenngleich ganz andere Bestätigung dafür, auf dem richtigen Wege zu sein.

sche Klarheit, ja selbst die militärischen Vorführungen im Stadthafen erschienen in einem neuen Licht. Vietnam – das ist auch hier!
Der vietnamesische Kämpfer hatte es schnell verstanden. Der Gegner, der uns täglich gegenübersteht, auch wenn ihn eine Maske tarnt, es ist der gleiche, wie der in Vietnam. Wenn er könnte, würde er ohne Skrupel schon morgen auf unsere Soldaten schießen, Bomben werfen, Frauen und Kinder morden. Denn sein Wesen ist gleich-imperialistisch. Paßt auf, hatte der Vietnamese sagen wollen, täuscht euch nicht, seid wachsam und gefechtsbereit. Das Messer soll euch stets daran erinnern. Ihr habt die besseren Waffen.
Und genau so stellen wir uns die Aussage des Filmes vor. Das müssen wir den Zuschauern sagen, sehr eindringlich!



In zuverlässigen Händen: Das Messer des Soldaten.

Wir werden dem Gegner ins Auge sehen, auf seine Hände schauen. Filmmeter um Filmmeter mußten gesichtet, Fotos ausgewählt und Geräusche gesucht werden. Mit einem Komponisten des Volkstheaters Rostock arbeiten wir an einer Filmmusik und vieles mehr.
Mit der Wiedergabe eines Ereignisses ist es also nicht getan. Hätten wir nur die militärischen Vorführungen festgehalten und zusammengefügt, würde die Aussage sehr schmal sein.
Mehr als 30 Filme haben wir schon hergestellt. Fast die Hälfte waren recht erfolgreich. Ganz sicher aber, weil sie dem Zuschauer etwas zu sagen hatten. „Oktoberreport" ließ die Zuschauer die

Ein Szenenfoto aus dem Film „Das Messer des Soldaten". Westdeutsche TS-Boote nähern sich provokatorisch unseren Schiffen. Der Film schaut dem Klassengegner direkt ins Gesicht.

Letzte Rettung

Flottenbesuch 1965 in Gdynia. Am Sonntag, um 10.00 Uhr, sollte in Gdansk eine Landparade stattfinden. Unser Kameramann, Genosse Kurzbach, hatte aber vorher noch einige andere wichtige Aufnahmen zu machen und verpaßte dadurch die Abfahrtzeit der Busse. Undenkbar, ohne Auto noch zur Zeit nach Gdansk zu kommen, undenkbar, durch die vielen Absperrungen zu gelangen. Unser Film „In Freundesland" würde also eine empfindliche Lücke haben. Aber da stand noch der dem Chef der Volksmarine zur Verfügung stehende „SIM". Das konnte die Rettung bedeuten! Vizeadmiral Ehm, der selbst mit der Kamera umzugehen weiß, aber nicht allein deshalb ein Herz fürs Filmen hat, übersah sofort die Situation und fragte auch nicht viel. Einen freien Platz gab es im Fahrzeug allerdings nicht. Auf den Knien zweier Admirale hockend, wurde unser Kameramann zum Drehort transportiert.

Künstlerpech

Ein Freundschaftsvertrag verbindet uns mit dem Ostseestudio des Deutschen Fernsehfunks. Für eine der „Weidmanns Heil"-Sendungen wurde noch ein zusätzlicher Kameramann benötigt. Konrad Kutzner wandte sich nicht vergebens an den Chef des Stabes der Volksmarine mit der Bitte, den Genossen Kurzbach für ein paar Tage freizustellen. Tagelang kroch das Team durch den Wald – bis unser Kameramann auf 14 „Geweihte" (Hirsche) stieß, denen er per Linse förmlich in die Pupillen gucken konnte. So ein unerhörtes Schwein hatte noch kein Kameramann. Große Erwartung also beim Aufnahmestab, als Genosse Kurzbach schilderte, was er da „geschossen" hatte. Und dann – überbelichtet, total überbelichtet! Er hatte die Kassetten verwechselt. Da so etwas unserem Kameramann sonst nie passiert ist, glaubt man beim Ostseestudio bis heute, er habe Jägerlatein erzählt oder Seemannsgarn gesponnen . . .

echte, tiefe Freundschaft zu den sowjetischen Waffenbrüdern empfinden. „In Freundesland" ließ erkennen und erleben, wie sich Polen und Deutsche heute auf neue Weise begegnen. So ist jeder unserer Dokumentarfilme von einer wichtigen Idee getragen. Nicht immer finden wir sie gleich, und so geht es mitunter im Meinungsstreit

Aufgeblendet!

recht haarig zu. Aber diese fortwährende Suche nach besten Lösungen ließ alle Genossen, die in den 10 Jahren Filmarbeit bei der Stange blieben, wachsen. So unser Oberleutnant Kurzbach, der mit Kamera und Klebepresse gleichermaßen künstlerisch umzugehen weiß, so der Unterleutnant Seemann, der die künstlerische Fotografie betreibt und universell einsetzbar ist, so der Robby, der Knut und wie sie alle heißen.

„Die Brücke über den Trebelkanal" hieß ein Dokumentarstreifen, der über den Bau einer Brücke durch Pioniere der Volksmarine berichtete. Diese Brücke wurde nach ihrer Fertigstellung einer LPG zur Nutzung übergeben. In diesem Film gelang es uns durch viele Großeinstellungen die Härte des winterlichen Kampfes um die Fertigstellung der Brücke zum Ausdruck zu bringen und den Matrosen sehr eindrucksvoll ins Gesicht zu schauen. Der Silberne Lorbeer des DFF war für diese Gestaltung ein willkommener Lohn.



Mit einem solchem kleinen, aber schlagkräftigen Kollektiv machen Regiearbeit, ja die gesamte Filmgestaltung Freude und läßt sich so manche Klippe umschiffen. Unser schönes Hobby ist nicht Selbstzweck geblieben. Wir haben wohl auch einen kleinen Beitrag zur ideologischen Bildung unserer Matrosen wie der Bevölkerung geleistet. Der Schulmeisterstandpunkt kam niemals in Frage. Uns ging es mehr um Emotionen, um den Genuß der Erkenntnis, den das Publikum beim Betrachten des Filmes haben sollte. Erkenntnisse vermitteln heißt, so meinen wir, daß die Zuschauer unsere Streifen beglückt betrachten, den Ideengehalt aufnehmen während sie in ihren Gefühlen angesprochen werden, sich unterhalten und Freude empfinden. Goethe sagte einmal: „Alle Kunst ist Auswahl." Daran wollen wir uns halten, auch wenn manche schöne Filmeinstellung, die man ins Herz geschlossen hat, der Schere zum Opfer fällt.

Erfolge geben uns recht. Auszeichnungen und Preise schmücken unser Studio. Doch wohl am schwersten wiegen immer die kritischen oder zustimmenden Worte jener, an die wir uns wenden. An ihren Reaktionen läßt sich kontrollieren, ob die Umsetzung auch gelungen ist. Schön ist es natürlich, daß auch alle Filme vom Fernsehfunk gesendet wurden. „Oktoberreport" strahlte sogar das Zentrale Sowjetische Fernsehen aus. Ob in Havanna, Sofia, Warschau oder – wie unsere Ausleihkartei nachweist – in vielen Patenstädten unserer Schiffe, in Schulen, Kampfgruppen oder auch (einer Bitte entsprechend) der Jungen Gemeinde in Hohenmölsen: überall sagten wir den Zuschauern etwas über das Medium Film. Wenn unsere neueste Produktion „Das Messer des Soldaten" fertig ist, wird es das Schönste für uns sein, eine Kopie auf die Reise nach Vietnam zu schicken. Sie soll dort den tapferen Menschen berichten, daß die Staffette, das Messer, in Ehren gehalten wird und es auch an der Westgrenze des Sozialismus für den gemeinsamen Gegner kein Durchkommen gibt.

Das Kollektiv des Amateurfilmstudios der Volksmarine Rostock ist Träger des Titels „Hervorragendes Volkskunstkollektiv" und wurde u. a. geehrt mit zwei Gold-, einer Silber- und einer Bronzemedaille der Arbeiterfestspiele sowie dreimal mit dem Silbernen Lorbeer des DFF.

Die Mischung

Vor wenigen Jahren verwendeten wir noch „flüssige Magnetspur". Sie wird benötigt, um den Rand eines Filmes zu beschichten und so eine Tonspur zu erhalten. Ein Neuling unseres Kollektivs sah die Flasche mit der Flüssigkeit und wollte wissen, wozu man sie benötigt. Man versuchte ihm das zu erklären. Ganz erstaunt fragte er daraufhin, indem er auf die Buddel deutete: „Wie, und da ist die Musik schon drin?" – Als das Gelächter verebbt war, meinte noch jemand: „Aber vor Gebrauch gut schütteln, damit die richtige Mischung zustande kommt!"

Ein Interview

Werner Bergmann und Hubert Gröning vom DFF wollten mit unseren Genossen, die auf dem Amateurfilmfestival in Eisenhüttenstadt den „Silbernen Lorbeer" empfangen hatten, ein Fernsehinterview machen. Ort der Begegnung – eine Milchbar. Für die beiden Fernsehleute war das der Knüller: Marine und Milch! Dieser Angelegenheit mußte man doch einfach auf den Grund gehen. Also stellte Werner Bergmann eine entsprechende Frage. Und da kam es heraus: man hatte bereits am Abend zuvor auf den Erfolg angestoßen.



KLIPPEN im Weltraum?

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

In der Berichterstattung über die verschiedensten Raumfahrtunternehmen tauchte in der vergangenen Zeit nicht selten der Begriff „routinemäßig" auf. Damit entstand in der Öffentlichkeit gewissermaßen der Eindruck, daß die Raumfahrttechnik bereits auf einem Niveau steht, das den Ablauf solcher Unternehmen zu einer technisch ziemlich harmlosen „Sonntagsreise" macht. Aber wie bei der Seefahrt gibt es auch hier – im übertragenen Sinne natürlich – noch immer zahlreiche Klippen, an denen ein Raumfahrtunternehmen scheitern kann. Der letzte „Apollo"-Flug war ein geradezu klassisches Beispiel dafür. Selbst wenn man generell von ernsteren Zwischenfällen durch technische Defekte oder Störungen in den Versorgungs- und Lebenserhaltungssystemen eines Raumfahrzeuges absieht, so gibt es schon im normalen antriebs- und bahnmechanischen Ablauf einer Raumflugmission etliche besonders kritische Phasen. Hier hängt alles von der sicheren Bewältigung technisch äußerst anspruchsvoller, und darum gar nicht „sonntagsausflug"-ähnlicher Randbedingungen ab. Wie die Praxis immer wieder beweist, läßt sich jedes Einsatzprogamm grundsätzlich nur dann meistern, wenn alle funktionsbeteiligten Haupt- und Untersysteme, gegebenenfalls einschließlich der direkt eingreifenden Raumfahrer, zuverlässig und präzise funktionieren. Und das in so vielen Details, wie es in keinem anderen Bereich der modernen Fortbewegungstechnik auch nur annähernd erforderlich ist. Wie einfache Vergleiche erkennen lassen, liegt die Zahl der kritischen Teilphasen eines Raumfahrtunternehmens, die allein durch seine wissenschaftlichen und technischen Voraussetzungen bestimmt werden, um mehr als eine Größenordnung höher als beispielsweise im Seeverkehr oder in der Luftfahrt.

Nur bei äußerst sorgfältigen Vorbereitungen und bei höchster Präzision in allen Funktionsabläufen lassen sich die „Klippen" auf dem Weg ins All sicher umgehen. Aus diesem Grunde ist es auch unverantwortlich, wenn in der Betriebstechnik von serienmäßigen Raumfahrtunternehmen so etwas wie ein Routinebetrieb auftritt. Die so hochkomplizierten und komponentenreichen Systeme bemannter Raumfahrtgeräte bieten im Prinzip keine hundertprozentige Zuverlässigkeit. Man kann nur bemüht sein, durch besondere Verfahrenstechniken das trotz des Ringens um höchste Zuverlässigkeit der technischen Komponenten immer verbleibende Restrisiko auf ein Mindestmaß zu senken. Zu den wichtigsten Praktiken gehört dabei, neben der Redundanz (Mehrfachausrüstung mit wichtigen Geräten und Funktionsgruppen) und der Aufgliederung eines Raumfahrtsystems in zwei oder drei in allen entscheidenden Funktionen autonome Teilsysteme, vor allem der Einbau von Ausgleichs- bzw. Ausweichlösungen in das Missionsprogramm. Sie werden, wie beispielsweise im Fall von „Apollo 13", bei Havarien in Anspruch genommen.

Das „Klippen"-Problem läßt sich vielleicht am besten am Beispiel einer Flugmission illustrieren, bei der das Raumfahrzeug über eine Parkbahn in eine Übergangsbahn zum Mond gelangt, den Erdtrabanten in einer einmaligen Passage hinterfliegt und den anschließenden Rückflug zur Erde mit einer aerodynamischen Eintauch- und Fallschirmlandung seiner Rückkehrkapsel abschließt.

Schon im ersten Funktionsabschnitt, beim Start, beginnt die Kette der Abläufe, die an sich recht heikel sind. In den Startstufen der modernen Trägerraketen werden pro Sekunde viele Tonnen hochbrennbarer Treibstoffgemische in Schubkräfte von einigen tausend Mp und in Antriebsleistungen von mehreren hundert Millionen PS umgesetzt. Dabei muß die Rakete, um zuverlässig von der Startrampe abzuheben und einwandfrei aufzusteigen, bis zum vollen und gleichmäßigen Schubaufbau in allen Triebwerkseinheiten der Stufe einige Sekunden lang auf der Rampe festgehalten werden. Weder beim Anlaufen der Triebwerke, noch im Augenblick der Freigabe der Rakete oder kurz danach darf es, wie durchaus möglich und in einigen Fällen aufgetreten, in der Trägerrakete zu Vibrationsschwingungen kommen, die das Gesamtsystem in seiner Festigkeit gefährden. Risse oder Brüche in den Treibstoffbehältern bzw. -leitungen würden zwangsläufig zu einer katastrophalen Explosion führen. Da derartige Möglichkeiten, außer anderen Defekten, tatsächlich niemals ganz ausgeschlossen werden können, mußte man besondere Rettungssysteme für die Raumfahrer einführen. Zu Anfang waren in einigen Fällen – „Wostok" (UdSSR), „Gemini" (USA) – die Raumfahrer durch Schleudersitze gesichert. Heute läßt man bei größeren Einheiten („Sojus", „Apollo") gegebenenfalls die gesamte, von der Trägerrakete abgesprengte Kabine durch aufgesetzte Rettungsraketen aus der Gefahrenzone bringen und dann am Fallschirm landen.

In der Aufstiegsbahn müssen sowohl die Triebwerkssysteme der einzelnen Stufen als auch die Stufentrennmechanismen und das Lageregelungssystem einwandfrei funktionieren. Ernstere Funktionsfehler in dieser Phase würden Kursabweichungen zur Folge haben, die sogar zum

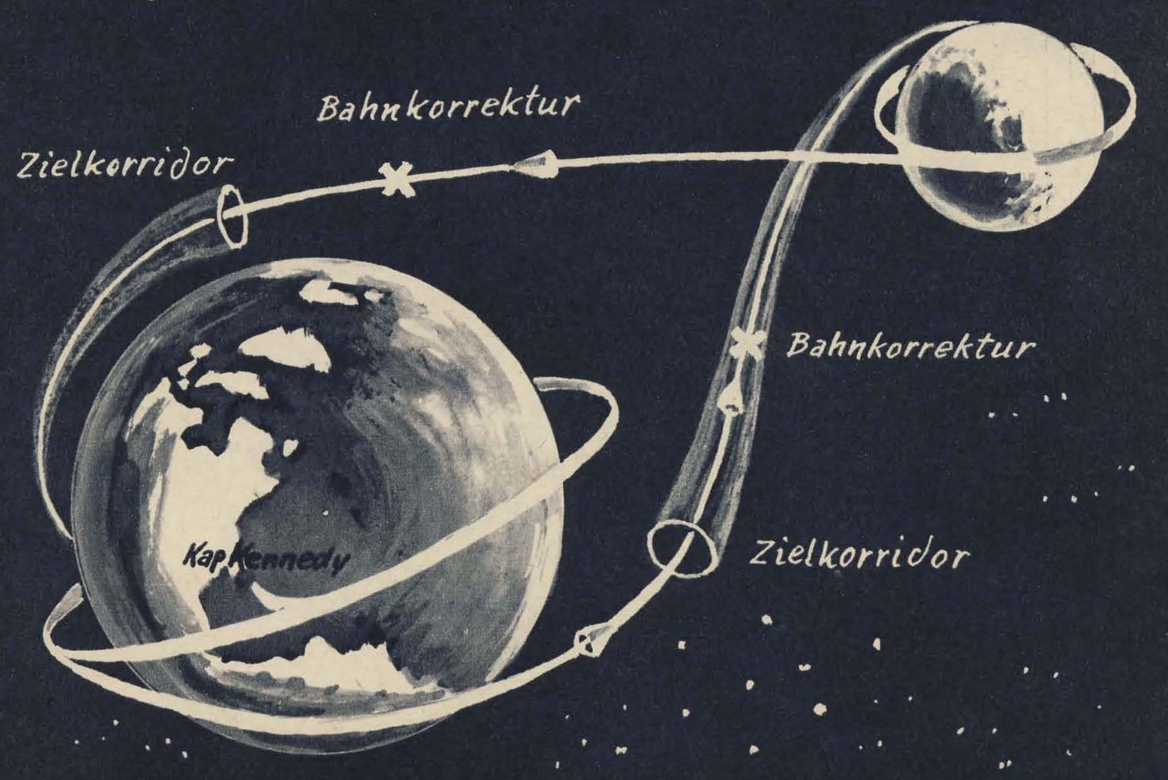
Flugabbruch und Zerstören der Trägerrakete führen oder zumindest ungünstige Parameter für die Parkbahn ergeben könnten. Letzteres würde unter Umständen gleichfalls den Abbruch des Unternehmens – mit Rückführung der Raumkabine aus der Parkbahn – notwendig machen. In der Parkbahn selbst muß vor allem das System für die Fluglageregelung korrekt arbeiten, da nur dann die richtigen Ausgangswerte für die Schubvektorsteuerung beim Einflugmanöver in die Übergangsbahn einzuhalten sind. Ein mißlungener Abflug aus der Parkbahn führt dahin, daß zumindest das vorgegebene Ziel nicht erreicht oder das Unternehmen gänzlich unmöglich wird. Wie dabei die Besatzung wieder zur Erde zurückkehren kann, hängt vom Ausmaß der Abflugfehler ab.

Der Flugablauf auf der Übergangsbahn wird im wesentlichen durch die Genauigkeit bestimmt, mit der die Bahnparameter beim Einflugmanöver den geforderten Werten angeglichen wurden. Geringere Abweichungen lassen sich mit genauen Kurskorrekturen ausgleichen. Im übrigen kann nach Eintritt in die Übergangsbahn eine Rückkehr zur Erde nur noch auf einer durch die Gesetze der Himmelsmechanik festgelegten Bahn erfolgen. Das heißt, ein spontaner Abbruch mit „Kehrtwendung" und sofortigem Rückflug zur Erde ist prinzipiell nicht möglich. Eine Mondflugbahn, wie im geschilderten Fall, muß daher bis zur Annäherung an den Mond so präzisiert werden, daß sie – beim nahen Vorbeiflug am Erdtrabanten – durch dessen Gravitationswirkung „umgebogen" wird und möglichst genau in eine direkt zur Erde zurückführende Bahn übergeht.

Während des Rückfluges wird mit Hilfe weiterer Kurskorrekturen der Anflug auf den Wiedereintritts- oder Eintauchkorridor eingeleitet (siehe Zeichnung). In diesen relativ schmalen Schlauch – je nach den speziellen Voraussetzungen etwa 10 bis 60 km Durchmesser am Rande der Hochatmosphäre – muß die Rückkehrkapsel beim Eintauchen in die Erdatmosphäre unbedingt hineingelangen. Nur dann kann sie, ohne durch die aerodynamische Aufheizung und den Bremsandruck zerstört zu werden, die Erdatmosphäre so durchfliegen, daß anschließend ein Abstieg am Fallschirm möglich wird. Dabei ist das zuverlässige Funktionieren der Fluglageregelung während des Eintauchens wiederum wichtig für die sichere Rückkehr, weil unzulässige Lageabweichungen den meist einseitig konzentrierten Hitzeschutz der Kapsel unwirksam machen, und das Gerät trotz exaktem Wiedereintritt zerstört wird. Aber auch nach dem korrekten Ablauf des Wiedereintritts in die Erdatmosphäre sind noch immer nicht alle kritischen Phasen des Unternehmens überwunden. Erst wenn auch die Fallschirmsysteme sicher funktioniert haben und die – vor allem bei Wasserlandungen recht aufwendige – Bergung gelungen ist, kann man in der Raumkapsel und in der Flugleitung endgültig aufatmen.

Raumflüge sind nach wie vor ernste Angelegenheiten. Sie schon heute als routinemäßig abzustempeln, widerspräche der Praxis.

Zeichnung: Hans Räde



Vertrauen wuchs auf dem Gefechtsfeld

Waffenbrüder Seite an Seite bei gemeinsamer Übung

Die Panzersoldaten der Kompanie Klaus sind mit sowjetischen mot. Schützen befreundet. Häufig kommen sie zu Erfahrungsaustauschen und militärischen Wettkämpfen zusammen. Ein Höhepunkt ihrer bisherigen Zusammenarbeit ergab sich aus dem Beschluß, gemeinsam das Zusammenwirken der mot. Schützen mit den Panzersoldaten bei der gewaltsamen Aufklärung durchzuarbeiten.

Beide Einheiten hatten in derselben Richtung zu handeln. Während des Angriffs stieß die Kompanie von Hauptmann Anatoli Chorolski auf starken Widerstand des Gegners und blieb vorerst liegen. Es galt nunmehr, möglichst die gesamten Kräfte und Mittel der Verteidiger aufzuklären, um den angenommenen Hauptkräften die Gefechtshandlungen zu erleichtern. Der verantwortungsvollste Augenblick der Übung war gekommen. Auf das vereinbarte Signal hin fuhren die Panzer von Oberleutnant Klaus aus der Deckung heraus und entfalteten sich zur Gefechtsordnung. Ihr vereintes Feuer zog Erwiderungsfeuer des Gegners nach sich. Dies ermöglichte es den Beobachtern, die gegnerischen Feuerpunkte auszumachen und weiterzumelden. Den Panzern folgend, griffen dann auch die sowjetischen Soldaten weiter an. Die vereinten und koordinierten Handlungen zwangen den Gegner, sich zurückzuziehen. So endete diese kleine gemeinsame Übung mit einem großen Erfolg.

Die Soldaten beider Einheiten hatten ihre taktischen Fertigkeiten bewiesen und vor allem das gegenseitige Vertrauen zueinander weiter gefestigt.

Major Warin

За нашу Советскую Родину!

СОВЕТСКАЯ АРМИЯ

ЕЖЕДНЕВНАЯ ГАЗЕТА ГРУППЫ СОВЕТСКИХ ВОЙСК В ГЕРМАНИИ

zu Gast in der »ARMEE-RUNDSCHAU«



Oberst Schurlakow, Chefredakteur der Zeitung „Sowjetskaja Armija"

Für unsere kämpferische Freundschaft

Es ist mir eine Freude, im Namen des Kollektivs der Zeitung „Sowjetskaja Armija", Trägerin des Rotbannerordens, die Leser der „Armee-Rundschau" auf das herzlichste zu grüßen. Schon seit mehreren Jahren lese ich Ihre Zeitschrift regelmäßig, und ich muß sagen, daß sie einen interessanten Inhalt, eine gute Gestaltung und eine vielfältige Thematik hat. Wir danken unseren deutschen Freunden dafür, daß sie uns die Möglichkeit gewähren, auf den Seiten dieser populären Zeitschrift unsere Zeitung vorzustellen.

Die „Sowjetskaja Armija" zählt zu den ältesten sowjetischen Militärzeitungen. Sie wird zu Recht ein „Pressesoldat" genannt. Schon das 52. Jahr steht sie in der Gefechtsordnung der Sowjetstreitkräfte. Sie wurde von den Rotarmisten an den Fronten des Bürgerkrieges, in den Pausen zwischen den Kämpfen für den Triumph des Großen Oktober gelesen. Auf ihren Seiten wurden beispielsweise Artikel der Soldaten und Kommandeure von Nikolai Stschors' legendärer Division abgedruckt. Bis 1941 war die Zeitung das Organ des Militärrates des Kiewer Besonderen Militärbezirkes. Am



Ist auch die Technik getarnt – ihre Freundschaft zeigen die sowjetischen und die deutschen Waffenbrüder offen.

22. Juni 1941 fuhr das gesamte Redaktionskollektiv an die Front; während des Großen Vaterländischen Krieges legte die Zeitung zusammen mit den Soldaten den Kampfesweg von Kiew bis Berlin zurück.

Bemerkenswert ist, daß die „Sowjetskaja Armija“ seit annähernd der Hälfte ihrer ruhmreichen Geschichte auf dem Gebiet der befreundeten Deutschen Demokratischen Republik herausgegeben wird – als das Kampforgan des Militärrates der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland. Dies charakterisiert ihr Auftreten als Propagandist der festen Freundschaft zwischen der UdSSR und der DDR sowie der Waffenbrüderschaft der Sowjetsoldaten und der Soldaten der Nationalen Volksarmee. Gemeinsam mit Journalisten der DDR würdigten wir z. B. in zahlreichen Materialien den 20. Jahrestag der DDR und den 100. Geburtstag Lenins.

Wir erziehen unsere Leser im Geiste der Leninschen Ideen des proletarischen Internationalismus, zur ständigen Bereitschaft, für den Schutz der Interessen des sozialistischen Lagers einzutreten und jeden Feind zu zerschmettern, der es wagen sollte, die Hand gegen die sozialistischen Errungenschaften unserer Völker aufzuheben.

Unsere Zeitung, das ist ein Propagandist alles Neuen in der Gefechtsausbildung und in der politischen Schulung. Sie ruft die Soldaten auf, jederzeit wachsam zu sein und sorgsam die Machenschaften der Imperialisten zu verfolgen. Und unsere Leser versichern uns in Tausenden und aber Tausenden ihrer Briefe nachdrücklich, daß sie stets auf der Hut und bereit sind, ihre internationalistische soldatische Pflicht in Ehren zu erfüllen.

Unsere kämpferische Freundschaft festigen – das ist unsere Losung und unsere Anleitung zum Handeln. Im mächtigen, geeinten Bruderbund der sozialistischen Länder sind wir unbesiegbar.

Brüderliche Kampfesgrüße, Freunde!

Pipeline auf Viehzuchtfarm

TS-Einheiten im Hochwassereinsatz

Der lange und schneereiche Winter hat den Bürgern der DDR nicht wenig Scherereien bereitet. Mit der Erwärmung und dem Einsetzen von Tauwetter aber gab es Hochwasser und Überschwemmungen. So zum Beispiel im Bereich eines Schulflugplatzes der GST. Die Pisten standen unter Wasser, und die Flugzeuge konnten weder starten noch landen.

Da kamen sowjetische Soldaten einer Bedienungseinheit für Treib- und Schmierstoffe der rückwärtigen Dienste zu Hilfe. Rasch legten sie Rohrleitungen und pumpten in zweitägiger Arbeit das Wasser ab.

Nach dieser Anstrengung hatten die „Rohrleger“ das Bedürfnis zu verschnaufen. Allein, in der Nacht wurden sie erneut alarmiert: Diesmal baten die Mitglieder einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft um Hilfe. Das Wasser hatte ihre Viehzuchtfarm überschwemmt.

Eine Gruppe Soldaten, geführt von Leutnant Sujew, begab sich zum Schauplatz des Geschehens. Die Soldaten Poddubni und Paranjan sowie der Gefreite Uroshajew legten in gefechtsmäßigem Tempo die Rohre. Von einer anderen Gruppe unter Leitung des Gefreiten But wurden diese dann mit gleichem Eifer montiert. Wenig später konnte Gefreiter Parschin die Pumpe in Gang setzen, und eine Minute darauf gurgelte ein Wasserstrom talwärts.

Am anderen Tag war das gesamte Gelände der Viehzuchtfarm freigepumpt. Die deutschen Bürger bedankten sich bei den Sowjetsoldaten herzlich für die erwiesene Hilfe.

Oberstleutnant Kamnew

Der „degradierte“ Major

Kinder sind eben Kinder. Als geräuschvolle Horde brachen sie in den Waggon des Vorortzuges ein. Ohne Umstände stieß ein hurtiges blondes Bürschlein ein ebenso blondes Mädchen zur Seite und eroberte sich den Fensterplatz. Mit Siegermiene wandte er sich um, diebisch lächelnd auf Kinderart. Gegenüber aber saß, ebenfalls lächelnd, ein Major der Sowjetarmee. Ein Militärjournalist.

Sie kamen wohl von einem Ausflug oder fuhren von der Schule nach Hause, diese putzigen deutschen Kinderchen, dachte der Major. Man müßte sie fragen. Aber während er in Gedanken noch seinen deutschen Wortschatz zusammenklaubte, ergriff schon der blonde Junge die Initiative.

„Guten Tag!“ sagte er.

„Guten Tag!“ erwiderte der Major und nickte freundlich.

За нашу Советскую Родину!

СОВЕТСКАЯ АРМИЯ

ЕЖЕДНЕВНАЯ ГАЗЕТА ГРУППЫ СОВЕТСКИХ ВОЙСК В ГЕРМАНИИ

Jetzt aber sah das blonde Mädchen, das so schmählich den schönen Fensterplatz hatte preisgeben müssen, seinen Augenblick gekommen und rückte an den Major heran – unterstützt von einer Freundin im blauen Anorak und zwei Jungen mit Schulranzen auf den Rücken. Das Gespräch nahm konkretere Formen an, und es tat der Sache keinen Abbruch, daß die Partner höchstens die Hälfte der Wörter verstanden, die sie einander sagten. Ja, und was gabs da auch zu erklären, als der blonde Bengel, der gegenübersaß, aufsprang und auf ein Abzeichen an der Brust des Offiziers zeigte.

„Lenin“, meinte er dabei mit wichtiger Miene.

„Ja, Lenin. Dein und mein Freund und Lehrer.“

„Bitte“, sagte der Junge und zeigte dabei so eindringlich auf seine eigene Brust, daß ihm der Major das Abzeichen gern schenkte.

„Und was ist das?“ fragte das Mädchen im blauen Anorak, auf die Ordensspangen deutend. Gleich darauf kam auch schon die nächste Frage, von einem der Jungen mit den Ranzen. Warum der Major einen Panzer auf dem Kragen habe, erkundigte der sich, er habe doch bei einem anderen Onkel eine Kanone gesehen. Dabei bettelte er derart mit den Augen, daß dem Offizier nichts anderes übrig blieb, als – gegen jedes militärische Reglement – dem Jungen diesen Panzer von seinem Kragenspiegel zu schenken. Besitzer des zweiten Panzers wurde der andere Ranzenknabe.

„He, mein Bester, du degradierst mich ja!“ rief dann der Major – nun doch ein wenig erschreckt –, als er bemerkte, wie sich ein dunkelhaariger Bursche an dem Stern auf einem seiner Schulterstücke zu schaffen machte.

„Mein Vati ist auch Kommunist“, meinte der Junge nur.

Der sowjetische Offizier begriff, daß gegen solch gewichtige Knabenargumentation nichts helfen würde und löste seufzend den Stern – danach auch den auf der anderen Seite, der ebenfalls sofort einen neuen Besitzer fand. Besorgt dachte der Major an die blanken Uniformknöpfe, die ihm nun noch als einzige Zierde verblieben waren, da erreichte der Zug zum Glück den Zielbahnhof.

Noch einmal erhob sich der Chor der Kinderstimmen. Und fast gleichzeitig traten alle auf den Ausgeplünderten zu, ihm die Händchen hinreckend: „Auf Wiedersehen, do swidanija, spassibo, dankeschön!“

Der Major drückte vorsichtig die warmen, zarten Kinderhände. Und als er sich dann wenig später bei seinem ihn entgeistert anblickenden Vorgesetzten zurückmeldete, sagte er nur lächelnd: „Kinder sind eben überall Kinder.“

Oberstleutnant Papanow



Brückenschlag kann und muß heutzutage oft eine Sache von Minuten sein. Dabei kommt es natürlich nicht nur auf den modernen Pionierpark an, sondern auch auf die Einsatzbereitschaft und das Können der Soldaten. Ein Beispiel dafür ist die Gruppe von Unteroffizier Dikich (Bild oben), die stets flott und zuverlässig arbeitet. – Selbstverständlich ist im modernen Gefecht überall Schnelligkeit Trumpf – ebenso wie die hohe Feuerkraft der Raketen- und Rohrartillerie oder das reibungslose Zusammenwirken zwischen den Waffengattungen und Teilstreitkräften. Deshalb bringt ein Kurier (Bild unten), wenn das nötig ist, die Gefechtsdokumente auch per Hubschrauber zu den handelnden Einheiten.

Liebe Redaktion!

Aus einem Leserbrief vom August 1969

Schon seit vier Jahren trägt unsere Pionierfreundschaft den Namen des sowjetischen Soldaten Pjotr Maximtschuk, der bei der Rettung eines ertrinkenden deutschen Mädchens ums Leben kam.
Wir geben uns Mühe, diesem Namen gerecht zu werden. Die Pionierfreundschaft unterhält enge freundschaftliche Beziehungen zu sowjetischen Pionieren und Komsomolzen sowie zu Soldaten, die auf dem Gebiet der DDR dienen. Unsere teuersten Gäste werden in diesem Jahr die Eltern Pjotr Maximtschuks sein. Unlängst erhielten wir einen Brief von ihnen. Darin schrieben sie:
„Guten Tag, liebe Kinder!
Mit den allerherzlichsten Grüßen wenden sich an Euch die Eltern Pjotr Maximtschuks, Maria Stepanowna und Daniil Iljitsch. Wir haben Euren Brief erhalten und danken Euch vielmals dafür. Wir haben daraus entnommen, daß Ihr uns als Gäste zur Enthüllung eines Denkmals für unseren dahingegangenen Sohn einladet. Dafür danken wir allen Schülern aufrichtig.

Mit elterlicher Liebe zu Euch

Maria Stepanowna und
Daniil Iljitsch."

Der Brief wurde in einer Pionierversammlung verlesen. Alle waren sehr bewegt und freuten sich. Wir werden den Eltern des Soldaten einen herzlichen Empfang bereiten, und wir werden ihnen von den guten Taten der Thälmann-Pioniere erzählen. Der Vater und die Mutter Pjotrs sollen sehen, daß unsere Pionierfreundschaft des Namens ihres Sohnes würdig ist.

Brigitte Melzer,
Pionierleiterin der
IV. Oberschule Lübben

Ratschlag für junge Soldaten

Seit ich in die Reserve versetzt wurde, arbeite ich als Dreher. Abends lerne ich. Ohne zu prahlen kann ich sagen, daß man im Betrieb mit mir zufrieden ist. Ein Grund dafür dürfte sein, daß ich in der Armee gelernt habe, vor Schwierigkeiten nicht zu kapitulieren. Den jungen Soldaten möchte ich deshalb raten: Nehmt den Armeedienst ernst. Er kommt euch im ganzen Leben zustatten.

Gardefeldwebel d. R. Pawlowski

Heute und gestern

Erzählung von Wassili Parfjonow



Alarm!

Kennengelernt habe ich Hans Stein im vorigen Frühjahr. Dieser junge Mann mit den klugen blauen Augen hinter dichten Mädchenwimpern und dem ungebändigten Schopf dichten Schwarzhaars glich eher einem Künstler als dem Vorsitzenden einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft. Nur die Hände gaben darüber Auskunft, daß er schwere körperliche Arbeit gewohnt war.

Ich leitete damals eine Gruppe sowjetischer Soldaten, die der Genossenschaft halfen. Meine Gespräche mit Hans waren kurz. Die Arbeit ließ keine Zeit für lange Reden.

Als ich unlängst von einer Dienstreise zurückkehrte, suchte ich meinen alten Bekannten wieder auf.

Hans freute sich mächtig, hieß mich niedersitzen, und seine Mutter schleppte heran, was Küche und Keller boten. Bald fühlte ich mich wie zu Hause, ein Scherzwort folgte dem anderen, bis mir die unbedachte Frage entfuhr:

„Sag mal, Hans, wo ist eigentlich dein Vater?"

Da flog ein Schatten über sein Gesicht.

„Er lebt nicht mehr. Er ist Ende 1942 in Belorußland umgekommen", erwiderte er leise. Es tat mir bereits leid, daß ich gefragt hatte. Hans bemerkte es.

„Es ist schon richtig, daß du gefragt hast", sagte er, „Freunde sollen alles voneinander wissen."

„Bei euch in Belorußland gibt es eine Stadt Shlobin", fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „dort ist mein Vater umgekommen. Er gehörte damals zu einer Partisanenjägereinheit von Major Müller, einem eingefleischten Faschiren verfahren soll, die Tausende unschuldiger Kinder, wehrloser Frauen und Greise umbringen und die besten Denkmäler der menschlichen Kultur vernichten? Jetzt höre ich auf Sie. Antworten Sie gefälligst!'

Mein lieber Sohn, Du kannst Dir nicht vorstellen, mit welchem Erstaunen, ja, mit welcher Angst ich diesen noch ganz jungen Burschen ansah. Denn der Major war für seine Grausamkeit gegenüber Gefangenen bekannt.

Das Gesicht Müllers verzerrte sich auch sofort vor wilder Wut. Er war so erregt, daß er sogar sein Vorhaben vergaß, aus dem Gefangenen wichtige Angaben herauszupressen.

‚Erschießen!' brüllte er. ‚Sofort, in meiner Gegenwart!'

Mit der Raserei eines Raubtieres sprang er auf den Russen zu, ergriff ihn an den mit Draht zusammengebundenen Händen und stieß ihn auf den Hof hinaus. Und hier befahl er mir, mit der Maschinenpistole den Mann zu erschießen.

Mein Sohn, glaube mir, ich erbebte. Einen gefesselten, wehrlosen Mann ermorden? Ich blickte auf den Gefangenen. Er lächelte. Nur die Unsterblichkeit selbst, denke ich, kann in solch einem Augenblick lächeln.

Ich riß die MPi hoch und gab einen Feuerstoß ab – auf Müller.

Ich weiß selber nicht recht, wie das passiert ist, aber ich empfinde keine Reue. Ich habe vieles gesehen in diesem Kriege. Und kein einziges Mal hätte ich sagen können, daß ich ein gutes Werk tue. Aber dieses Mal, glaube ich, hat mein Finger den Abzug der MPi berührt, als diese zum ersten Mal mit Recht auf ein Ziel gerichtet war.

Erst in einem feuchten, halbdunklen Keller kam ich wieder zu mir, in dem ich Dir auch diese Zeilen schreibe, die mir ein Kamerad als letzten Dienst hinausschmuggeln will.

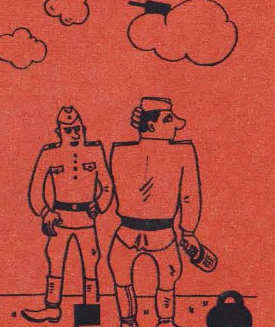
Ich werde erschossen. Lebe wohl, Du Lieber. Paß auf die Mama auf und auf Deine Schwester. Glaube nicht, was Dir andere schlechtes über mich erzählen werde. Glaube daran, mein Sohn, daß die Sonne wieder aufgehen wird. Und lebe wohl!"

„Man hat sie zusammen erschossen", sagte Hans dumpf. Doch dann wechselte sein Gesichtsausdruck, er blickte auf und fuhr fort:

„Aber die Sonne, die vor dem Kriege nur über eurem Lande schien, sie ist nun auch für uns aufgegangen."

sten.“ Hans kramte aus einem Schubfach einen vergilbten Briefbogen vor.
„Hier, lies, und du wirst alles begreifen.“
Dieser alte Briefbogen, mit kleiner Schrift dicht bekritzelt, wurde für mich zu einer Offenbarung. Ich kann den Brief noch heute fast wörtlich auswendig:
„Mein lieber Sohn Hans! Verstehe mich richtig, und Du wirst niemals Deinen Vater dafür verurteilen, daß er nicht wieder zu Euch zurückkehrte.
Es war ein trüber Wintertag. Ich hatte Dienst und befand mich im Arbeitszimmer von Müller, der gefangene Partisanen verhörte. Sie sagten kein Wort, wie sehr auch Müller tobte. Da wurde ein junger, verwundeter, blonder Bursche ins Zimmer geführt. Es war der Kommandeur der Partisanengruppe.
‚Dir werde ich schon die Zunge locker machen!‘ sagte Müller drohend zu ihm.
‚Gut, Major, ich werde reden; aber nur unter der Bedingung, daß Sie zuvor mir eine Frage zu beantworten gewillt sind‘, sagte plötzlich der Russe in reinstem Deutsch.
Müller war sprachlos vor Überraschung. Aber er faßte sich schnell wieder.
‚Ich höre‘, sagte er kurz, und er erwartete anscheinend eine Bitte des Gefangenen um Gnade, nachdem er gestanden hätte.
Die Ruhe des Russen überraschte mich. Waffenlos, mit auf dem Rücken gebundenen Händen, blutend, von Müdigkeit und Durst gequält, hatte er uns wie durch Zauberkraft augenblicklich in seinen Bann geschlagen.
‚Sie, Major‘, erklang die zornige Stimme des Gefangenen, ‚zählen sich doch wohl zu jenen Menschen, die die Höhen der Zivilisation erklommen haben? Möchten Sir mir in diesem Falle nicht sagen, wie man mit jenen Barba-

За нашу Советскую Родину!
СОВЕТСКАЯ АРМИЯ
ЕЖЕДНЕВНАЯ ГАЗЕТА ГРУППЫ СОВЕТСКИХ ВОЙСК В ГЕРМАНИИ


„Und das Pferd schlägt wirklich nicht aus?“


„Sie sind ja schon wieder nicht rasiert!“

„Mußte das sein?“

Soldatenhumor: Stscherbak

Gardisten sangen mit EWE

Die Mitteilung, daß bei unseren Soldaten das „Erich-Weinert-Ensemble“ der NVA gastieren würde, ging wie ein Lauffeuer durch alle Unterkünfte. Und alles, was an diesem Abend dienstfrei hatte, eilte in den Klub.
Herzlich begrüßten wir die Gäste. Und sie bereiteten uns mit ihrer Kunst große Freude.
Es ist schwer, aus dem vielfältigen und außerordentlich inhaltsreichen Programm, mit dem unsere Gäste vor uns auftraten, irgend etwas besonderes hervorzuheben. Und dennoch möchte ich einige Worte extra sagen über die Tänze, die mit dem Armeeleben zusammenhingen: „Frühsport“ und „Exerzierausbildung“. Wieviel lebendigen Soldatenhumor, wie viele schöpferische Elemente enthielten sie doch! Wir freuten uns auch darüber, daß in dem Programm Musik aus Pjotr Tschaikowskis „Schwanensee“ erklang. Der Tanz der kleinen Schwäne wurde von den deutschen Mädchen kunstvoll vorgetragen.
Und dann kam ein russischer Tanz, dem das populäre Lied „Katjuscha“ folgte, wobei der ganze Saal einträchtig mitsang.
Ja, unsere deutschen Freunde haben uns große Freude bereitet. Nach der Beendigung der Veranstaltung hallten noch lange im Saale der Beifall und die Rufe: „Drushba!“, „Freundschaft!“

Gardestabsfeldwebel Kljutschkow

Rechtzeitig zur Stelle

Soldat Kolessow, der auf Posten stand, nahm den Geruch von Rauch wahr. Er blickte in Richtung der Ortschaft und bemerkte, daß aus dem zunächst gelegenen Gebäude Flammen schlugen. Er meldete dies in der Wache, und bald darauf befanden sich Genossen der sofort alarmierten Einheit bereits an der Unglücksstätte.
Es brannte eine Tischlerwerkstatt. Jeden Augenblick konnten die Flammen auf die Nachbargebäude übergreifen, aber die Soldaten, geführt von Oberfeldwebel Krizyn, verlegten dem Feuer den Weg. Kühn und entschlossen handelten neben dem Oberfeldwebel besonders Unteroffizier Gladuntschik und Gefreiter Kowanin. Das Feuer wurde gelöscht.
Dieser Tage trafen in der Einheit die gesellschaftlichen Vertreter der Ortschaft ein, an ihrer Spitze der Bürgermeister, der den Sowjetsoldaten herzlich für die erwiesene Hilfe dankte. Er überreichte den Genossen, die sich besonders hervorgetan hatten, Erinnerungsgeschenke.

Stabsfeldwebel Butenko



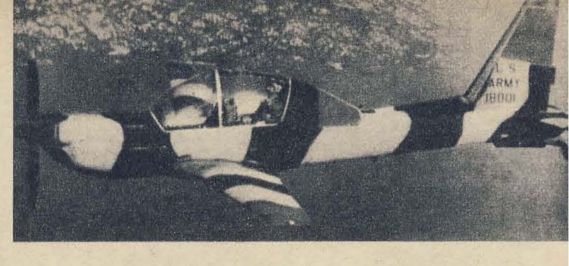
Gebirgsgeschütz B-1

Das 76-mm-Feldgeschütz jugoslawischer Konstruktion und Produktion wird auch als Gebirgskanone in der jugoslawischen Volksarmee eingesetzt. Das Geschütz läßt sich zum Transport in mehrere Lasten zerlegen.





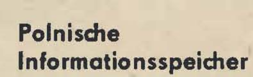
Neuer US-Luftspion



Die US-Streitkräfte haben nach der berüchtigten U-2 nun einen neuen Luftspion von Lockheed zu erwarten.
In der Erprobung befindet sich die Lockheed YO-3 A, der sogenannte „leise Aufklärer". Er soll im Anflug erst auf eine Entfernung von 70 bis 80 m zu hören sein.
Entwickelt wurde die Maschine aus dem Segelflugzeug SGS 2-32. Es ist vorgesehen, 11 Flugzeuge für die Armee und 12 für die Marine zu bauen.
Angetrieben wird der zweisitzige Spion von einem geräuscharmen Continental 10-360-D-Motor mit 210 PS Leistung. Erprobt wurde auch ein Kreiskolbenmotor System Wankel von Curtiss-Wright.
Das Projekt unterliegt noch der Geheimhaltung.

Funksprechgerät mit Halbleiterlaser

Im Laboratorium für Quantenradiophysik des Physikinstituts der Akademie der Wissenschaften der UdSSR ist ein Funksprechgerät geschaffen worden, das in seinen Ausmaßen nicht größer als eine Schmalfilmkamera ist. Das handliche Gerät besitzt als wichtigsten Bestandteil einen Halbleiterlaser. Zu weiteren neuen sowjetischen elektronischen Geräten gehört auch ein schneller Speicheroszillograf, Typ C 1-47, mit einer Bandbreite von 20 MHz. Die Einschwingzeit des Y-Verstärkers beträgt 20 ns, die Wiedergabezeit 50 s. Das Gerät hat folgende Baugruppen: Indikatorblock, Ablenkgenerator, Verstärkerblock und Eichgerät.



Polnische Informationsspeicher

Ein neuer bandförmiger Informationsspeicher wird in der Volksrepublik Polen im kommenden Jahr in Serienproduktion gehen.
Der Speicher kann 96 000 Zeichen je Sekunde ablesen. Ebenfalls neu konstruiert wurde

„Star" für Pioniertruppen

Eine Spezialversion des polnischen LKW „Star" 660 M ist bei den Brückenbaueinheiten der Polnischen Armee eingeführt worden. Das Fahrzeug trägt Teile einer schwimmfähigen Pontonbrücke, die mechanisch abgelegt und aufgenommen werden.



ein Trommelspeicher mit dem Fassungsvermögen von 20 Millionen Bit. Beide Geräte weisen die Merkmale des Welthöchststandes auf diesem Gebiet auf.

Rakete gegen Einzelziele

Die USA arbeiten gegenwärtig an der Entwicklung der Luft-Boden-Rakete „Maverick", die zur Bekämpfung von Einzelzielen bzw. Fahrzeugkolonnen vorgesehen ist. Diese Rakete soll die kleinste unter den ferngesteuerten Lenkwaffen der US-Army sein. Das Ziel soll auf einem Fernsehbild im Flugzeug erscheinen. Nach dem Start der Lenkwaffe wird sie, wie das Ziel, elektronisch-optisch überwacht und durch Steuerimpulse gelenkt.

140-mm-Mehrfachraketenwerfer

Die Streitkräfte Frankreichs erhielten einen neuen Mehrfachraketenwerfer. Das System, als leichte Flächenfeuerwaffe konzipiert, verschießt 140-mm-Raketen. Diese können einzeln, als Teilsalven zu sieben oder 14 Geschossen oder als Vollsalve zu 21 Geschossen abgefeuert werden. An taktisch-technischen Angaben der Raketen wurde bisher folgendes bekannt: Masse 42 kg; Länge 2 m; Gefechtskopf 19 kg; Sprengstoff 5,2 kg; Reichweite 15 km.

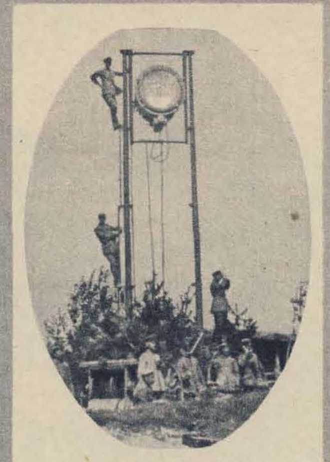
Ultraschall-Brenner

Im Polytechnischen Institut Cluj (SR Rumänien) erprobte ein Forscherkollektiv die ersten rumänischen Ultraschall-Brenner. Die Geräte zeichnen sich durch geräuscharmes und rauchloses Arbeiten sowie durch eine hohe kalorische Leistung bei minimalem Brennstoffverbrauch aus. Der Ultraschall, auf hydrodynamische Art erzeugt, verstärkt den Brennprozeß so sehr, daß auch minderwertige Brennstoffe mit stabiler blauer Flamme brennen.



Lichtfinger

Noch im zweiten Weltkrieg waren Scheinwerfer ein unentbehrliches Hilfsmittel der Luftverteidigung. Ihr historischer Ursprung ist freilich auf einem ganz anderen militärischen Feld zu suchen, fällt er doch in eine Zeit, da die Fliegerei noch in den Kinderschuhen steckte.
Scheinwerfer wurden im deutschen Heerwesen erstmals um die Jahrhundertwende für militärische Zwecke verwendet. In diesen Jahren waren sie technisch so weit gediehen, daß sie im Festungs- und im Seekrieg eingesetzt werden konnten. Damals handelte es sich um Bogenlicht-Scheinwerfer, die stationär auf großen Schiffen und in Festungen installiert waren. Sie dienten hauptsächlich dazu, das Gefechtsfeld zu beleuchten, um auch nachts einen bestimmten Raum beobachten bzw. aufklären zu können.
Das physikalisch-technische Problem, den elektrischen Lichtbogen, der beim Anlegen einer hohen Stromspannung an zwei Kohleelektroden entsteht, zur Erzeugung von Licht mit hoher Intensität zu verwenden, war im Prinzip bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts gelöst worden. Schon anfangs des 19. Jahrhunderts (1802 bzw. 1811) erzeugten der russische Physiker W. Petrow und der englische Chemiker H. Davy elektrische Lichtbogen. Der französische Physiker J. B. L. Foucault entwickelte, ausgehend von dieser Entdeckung, 1844 die erste elektrische Bogenlampe. Daß sie sowohl im zivilen als auch im militärischen Bereich recht spät benutzt wurde, ist offensichtlich auf die Schwierigkeiten der Stromerzeugung und -zuführung zurückzuführen.
Im Russisch-Japanischen Krieg zeigte sich, daß sich auch bei Nachtunternehmen und bei Belagerungen (Port Arthur) Scheinwerfer im Feldeinsatz bewährten. Daraufhin begann ab 1909 auch in der deutschen Armee die Aufstellung von Scheinwerferzügen für das Feldheer. Sie gehörten zu den Pionier-Belagerungsregimentern.
Die Konzeption des aggressiven Schlieffenplans, im Kriegsfall den belgischen Festungsgürtel überraschend und schnell niederzukämpfen und zu durchstoßen, lieferte dafür sicher die Argumente.
Im Herbst 1912 waren bereits 13, bis 1914 alle 26 Armeekorps mit je einem Scheinwerferzug ausgerüstet, die einen Etat von 2 Offizieren, 5 Unteroffizieren, 33 Mann und 25 Pferden hatten. Die ursprünglich angeschafften schweren fahrbaren Scheinwerfer mit 3 km Reichweite wurden bald durch leichte fahrbare Geräte von 2 km Reichweite und tragbare Azetylen-Handscheinwerfer (500 m Reichweite) ersetzt – wegen „unzulänglicher Beweglichkeit" – wie es in der Begründung hieß. So läßt sich selbst aus dieser untergeordneten Ausrüstungsproblematik die aggressive imperialistische Blitzkriegsstrategie des deutschen Generalstabs herauslesen. G. T.



Stellung eines deutschen Scheinwerferzuges mit leichtem fahrbarem Scheinwerfer.

Postkarten haben Soldaten schon zu Kaisers Zeiten geschrieben. Beide hier abgebildeten wurden in der Lüneburger Heide aufgegeben. Zeitlich aber trennen sie eben Jahrzehnte. Die kriegerische trägt den Stempel „1913" und wurde von einem Verein herausgegeben, der sich „Kolonialkriegerdank" nannte. Dargestellt sind hinter dem Kaiserbild laut Druck auf der Kartenrückseite „Kolonialkrieger der Armee, Marine, der Schutz- und Polizeitruppen". Damals waren sie ausgezogen, um die Welt zu erobern. Heute sind sie – der Karte nach – nur auf einen Apfel scharf. Eine ganz gewöhnliche Karte also, jene aus unseren Tagen? Und wenn man bei der nüchternen Wahrheit bleibt, dann müßten die folgenden Karten- und Brieftexte ebenfalls gewöhnlich und stellvertretend für alle jene aus der Bundeswehr sein, die da auf internatonaler Ebene wirken.

Verbrieft und abgestempelt

„Ein ordentlicher Soldat, der ist pflichteifrig, tut seinen Dienst willig, ist sauber rasiert, riecht nicht aus dem Mund und schreibt seiner Mutter aus dem Manöver eine Karte."

(„Die Zeit", Hamburg, am 14. 4. 69 in einem Bericht über die Bundeswehr)



NATO-Ansicht(skarte)

Abs. Gefreiter der Fallschirmjäger, z. Z. Cavalla, Griechenland

Liebe Mutter!

Griechenland ist ein schönes Land. Wir üben hier mit der NATO-Feuerwehr Jahresübung. Kann ich Dir schreiben, weil es auch in allen Zeitungen stand. Zusammen mit Amis, Engländern, Itakern und Griechen. Die letzten sind keine guten Soldaten, laufen ungepflegt herum. Aber sonst herrscht Ordnung im Staate, das sagen auch unsere Vorgesetzten. Kommunisten und so kommen hinter Gitter, die hier meist aus unzugänglichen Inseln bestehen. A propos Insel. Erst dachten wir ja, wir üben auf der Insel Kreta, und freuten uns, weil wir die ja schon gut aus den Berichten unseres Kommandeurs kennen, der sie im Krieg aus der Luft erobert hat. Und auch aus dem Lied, das sie dann auf die Heldentat machten und das wir heute noch singen. Aber jetzt sind wir auf dem gleichen länglichen Grad nur weiter im Norden. Weil wir nicht nur üben um zu üben, sondern weil wir allen Leuten zeigen müssen, daß wir treue NATO sind wie die Offiziere hier. Die haben hier nämlich die Macht übernommen. Wir brauchten das zu Haus noch nicht, sagte gestern Leutnant B. Einer der griechischen Offiziere, der gut deutsch spricht, weil er an einer Schule der Bundeswehr war, hat uns auch besucht. Die Griechen haben den olympischen Geist erfunden, sagte der griechische Oberst, und er freute sich, daß wir jetzt in ihrem Geiste auch München machen werden. So dumm sind wir natürlich nicht, daß er uns das erst sagen muß, sagte unser Leutnant. An der Militärparade haben wir dann auch teilgenommen. Die griechische Prominenz hat uns zugewinkt. Die Mädchen sind leider zurückhaltend.

Bis bald in der Heimat, wo



2. WELTGENDARM(erieausstellungs)-Marke

Sie ist als (Glück-) Wunschmarke vorgesehen.
Bild: Symbolische Darstellung auch vorhandener bedeutend schwererer Kampfmittel.
Wird aus traditionellen Gründen von der dargestellten Friedenstaube befördert.

wir grüne Barette kriegen wie die amerikanischen Ranger.

Es denkt an Dich *Dein Sohn.*

Luftpost

Abs. Oberstleutnant S., deutscher Militärattaché in Saigon

Lieber Fritz!

Komme gerade von einer Cocktail-Party aus der ‚Helgoland‘, flotter Dampfer, habe Dir schon mal darüber geschrieben. Traf dort mehrere Offiziere aus dem Luftwaffenamt. Waren frisch eingeflogen und dankbar für privates Briefing[1]. Werden noch einiges zu lernen haben, bevor es für sie hier zum erstenmal heißt: ‚Clear to take off‘[2]. Die Jungs schwärmten sehr von den Mädchen hier und von der ‚Phantom‘, die ja Luftwaffeninspekteur Steinhoff persönlich als einsame Spitzenklasse mit Vietnam-Erfahrung eingestuft hat und die ja noch in diesem Jahr in unseren Aufklärungsgeschwadern auftauchen werden. Du solltest die Maschinen mal hier im Einsatz sehen! ‚Bong the Cong‘[3] ist die Parole, und drauf mit Raketen und Napalmbomben. Bei uns heißen die Dinger ja ‚Feuerbomben‘, na, wo die hinfallen, ist der Ofen aus. Das sagt auch Weinstein[4], der hier unser häufiger Gast ist und uns mit Heimatnachrichten aus erster Hand versorgt. Der Mann hat guten Kontakt zur 7. Panzergrenadierdivision in Unna, leistet dort seine Wehrübungen[5] ab und bringt den Stab natürlich mit den neuesten Erfahrungen von hier auf Vordermann. Im vorigen Jahr flog Weinstein direkt von hier zum Manöver ‚Großer Rösselsprung‘, ein lebendiger Kontakt von Asien nach Europa. Die neue Struktur unserer Luftlande-Einheiten ist hier im Dschungel abgeschrieben worden. Die 1. Luftkavalleriedivision der Amerikaner diente im Prinzip als Modell für unsere künftigen Luftsturmtruppen. Weniger Wert auf Massenabsprünge mit dem Fallschirm, sondern mehr Hubschrauber-Raids! Die Bell und die Sikorsky haben sich hier hervorragend bewährt, und wir sind die ersten NATO-Partner, die die praktischen Hubschrauber massenweise einkaufen. Die Amis machen hier vor, wie man rangehen muß, etwas langsam zwar, für deutsche Begriffe, aber gründlich, mein Junge, gründlich. Hast Du schon mal gesehen, wenn ein Bombenteppich auf den Dschungel gelegt wird? Danach würde sich der Armstrong wie auf dem Mond fühlen. Über solche Sachen haben wir auch auf der Cocktail-Party gesprochen. Du glaubst gar nicht, wie wißbegierig unsere Luftwaffenoffiziere sind. Klar, ‚lodd‘ und ‚lay down‘[6] kommen hier für sie nicht in Frage. Können aber ordentlich Kampfsprünge

JUBILÄUMSMARKE (1)



Anlaß: Der 15. Gründungstag der Bundeswehr.
Bildentwurf: Minister Helmut Schmidt in Würdigung der Person und der Ziele seines bemerkenswertesten Vorgängers. Dargestellt der Spruch des Herrn Strauß: „Wir sind so stark, daß wir die Sowjetunion von der Landkarte streichen können."
Wert: Gleich 0
IG-Farbe: Vorwiegend giftgrün.

FREIBURG-ERINNERUNGSMARKE

In Gedenken an die Bombardierung Freiburgs, die zum unmittelbaren Anlaß des Überfalls auf Frankreich genommen wurde.
Wert: 57. Die 57 soll nicht besagen, daß die deutschen Bomber etwa vom Typ Ju 57 waren. Vielmehr wurde der Zahl der Todesopfer gedacht.
Bild: Vor der Silhouette der Freiburger Ruinen der Kopf eines Bundesluftwaffengenerals.
Inschrift auf Markenrand: Das sind unsere Traditionen.



und Konturenfliegen über dem Dschungel lernen, mit Original-Napalm-Wurf. Ist zwar konventioneller Krieg, aber wir müssen uns ja zu Hause auf alle Kriegsformen vorbereiten. Und außerdem: Ich möchte nicht drunter hocken: Feuerball, Rauchpilze und Stichflamme, Farbmischungen von Orange bis Schwarz, ein farbenprächtiges Schauspiel. Von den ‚Entlaubungsstoffen', die hier in Mengen abgeworfen werden, schreibe ich Dir nicht. Du in Deinem Labor wirst vielleicht ebenso gut wissen, wie erfolgreich die US-Army mit dem nach Euren Bayer-Patenten produzierten ‚Regen' operiert.
Dann werden hier aber auch Püppchen und Hemdchen abgeworfen. Das ist die PSK, die psychologische Kriegsführung. Und die studiere ich gegenwärtig besonders. Du erinnerst Dich vielleicht noch, daß die Amis seinerzeit im Korea-Krieg Flugblätter abgeworfen haben, in denen sie dem nordkoreanischen Piloten, der mit einer MiG flüchtete, eine Nacht mit einer bekannten Hollywood-Schauspielerin versprachen. Hier haben sie nun eine ganze Preisliste für den Verrat aufgestellt: Für Angaben über ein Minenfeld 400 Piaster, für eine moderne Pistole 850, für ein Maschinengewehr 6300. Sie wollen eben alles mit Geld machen. Einen anderen Dreh hat der Leiter der vietnamesischen PSK gefunden. Er meint: ‚Wir müssen dem Vietcong Fallen stellen und ihn zwingen, selbst ein Dorf zu zerstören. Dann hassen die Bauern ihn, aber nicht uns.' Oder was würde Dein Direktor sagen, wenn Du ihm ein Flugblatt mit der Losung bringst: ‚Die Arbeiter gehören zur Avantgarde der Gesellschaft. Und diese Klasse muß auch die ihr zukommende Entlohnung erhalten.' Du wärst totsicher die letzte Zeit Laborleiter gewesen. Dieses Flugblatt haben aber die Amerikaner über Nordvietnam abgeworfen. Du mußt eben einen gegen den anderen ausspielen, nur dann hast Du Erfolg. Wie Du siehst, ist das eine hochinteressante und hochwichtige Aufgabe. Ich

---

[1] Briefing = Lageeinweisung
[2] Clear to take off = Startbereitschaft
[3] Bong the cong = Schlag den Vietcong, Parole in US-Ausbildungslagern
[4] Weinstein = Oberst d. R. Adelbert Weinstein, Militärkorrespondent der monopolistischen „Frankfurter Allgemeinen"
[5] Wehrübung = Reserveübung bei der Bundeswehr
[6] Lodd u. lay down = Atombombenabwurfverfahren der NATO-Luftwaffen

sage mir immer: Hätten wir im Krieg in den besetzten Gebieten eine bessere Propaganda gemacht, hätten wir ihn vielleicht doch gewonnen.

Herzlichst grüßt Dich von der Front Dein Schwager Hans.

Blitz(kriegs)brief

Abs. Major der Kampfgruppenschule II, Panzertruppe, Munster, z. Z. Sinai, Israel

Sehr geehrter Herr Oberst!

Es ist schon einige Wochen her, seit ich mit einer unserer Boeings bei Tel Aviv gelandet bin. Inzwischen habe ich mich einigermaßen akklimatisiert. Ist so gar nicht europäisch hier, was das Klima anbelangt; das militärische Denken allerdings sehr. Es muß sich doch irgendwie auszahlen, daß wir in Munster die Kader der israelischen Panzerwaffe in harte Schule genommen haben. Man könnte fast denken, unser Vater der Panzerwaffe, General Guderian, wäre persönlich hier. ‚Nicht kleckern, klotzen' ist ja auch die Devise des Ministers Dayan, den ich übrigens persönlich kennenlernen konnte. Er hätte auch bei uns im Krieg eine gute Figur gemacht, der Mann vom ‚Sinai-Blitz', was ich übrigens für eine ausgesprochen glückliche Formulierung halte. Panzerkeil, das ist das Rezept der Leute hier, und ich hoffe, für unsere künftigen Panzerregimenter allerhand Neuigkeiten mit nach Hause nehmen zu können. Ihre Devise hier: Einen Stoß überraschend in das Herz des Gegners geführt. Faustpfandstrategie, die Hand darauf, das nehmen wir. Dann können wir verhandeln, und nur mit jedem hübsch nacheinander, ihr Herren Araber! Hier hört man übrigens oft den Slogan: ‚Der beste Araber ist der tote Araber.' Und wir haben ja in Deutschland auch unsere ‚Araber'. Sie wissen schon, was ich meine. Wir dürfen uns also ruhig eingestehen, daß wir hier in taktischer Hinsicht einiges lernen können. Mir wurde hier aber gleich in den ersten Tagen von Oberst Moshe W. Zufriedenheit darüber versichert, daß wir schon 1967 ihre Erfahrungen blitzartig in die Lüneburger Heide exportiert hätten. Er war damals bei der Herbstübung der Panzerbrigade 9 persönlich dabei, damals allerdings noch als Major. Ja, Panzermänner machen hier Karrieren wie einst unter Rommel. „Kessel zu. Stern drauf!"

Wir kamen dann ins Fachsimpeln. Ich sagte dem Oberst, daß auch bei unseren nicht weltkriegsgedienten Offizieren der Generalfeldmarschall Rommel das meist genannte Vorbild ist. Der Oberst antwortete mir, daß auch sie aus den Feldzügen, die der ‚Wüstenfuchs' im zweiten Weltkrieg in Nordafrika für Deutschland geführt hat, viel gelernt haben. So waren wir ein Herz und eine Seele. Da sah ich wieder, daß Hitler, als er die Juden vergasen ließ, einen großen Fehler gemacht hat, weil wir sonst heute bei uns oder hier in Israel mehr Dayans hätten, die für unsere Freiheit kämpfen.

Ihr sehr verbundener Major



JUBILÄUMSMARKE (2)

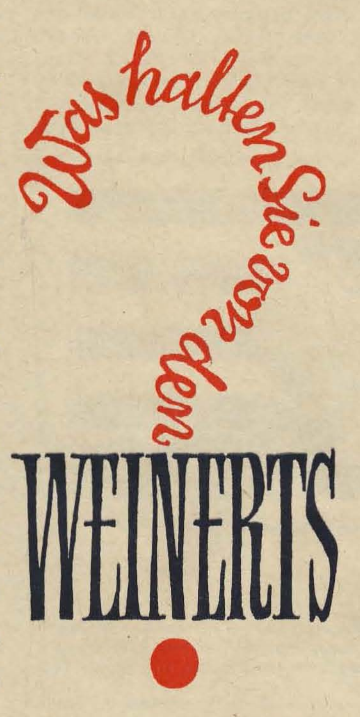
Anlaß: Der gleiche.
Bildentwurf: Ebenfalls H. Schmidt. Hintergrund die griechische Nationalflagge. Symbolische Darstellung des Ausspruches: „Laßt uns bis zum Jahr 2000 mit diesem olympischen griechischen Geist das Vereinte Europa schaffen, und euch werden die Augen übergehen."
Farbe: Schwarz-rot-gold. Das in einem besonderen Pracht-Lack-Verfahren gedruckte Gold platzt bei mehrmaligem Berühren ab, und die Papierfarbe wird sichtbar. Die Marke hat dann die Farben schwarz-weiß-rot.

FREUNDSCHAFTS-MARKE

Motto: Vorgegeben von der UNO. Es lautet: „Die Atomkraft überwindet alle Grenzen und Schranken."
Bild: Vor dem Hintergrund der Fahne der Republik Südafrika wieder stilisierte Friedenstauben.
Herausgeber: Im Auftrage der an der südafrikanisch-westdeutschen Atom(waffen)forschung beteiligten Konzerne die Regierung in Bonn.



Die aktuelle Umfrage



Das Erich-Weinert-Ensemble feiert seinen Zwanzigsten. Wir wollen anläßlich . . ., nein keinen Jubelchor anstimmen, denn wir haben, um das vorweg zu sagen, eine zu hohe Meinung von den Weinerts, um sie mit einem Unisono des Lobes langweilen zu wollen.

Wir fragten: sind die Weinerts truppenverbunden, sind sie modern, sind sie jung geblieben? Ein zeitgemäßer Massengesang also, angestimmt von unseren Lesern, von Ensemble-Veteranen und Ensemblemitgliedern, von Soldaten und Admiralen, von Kammersängern und Brummbären, nicht frei von den in der modernen Musik durchaus legitimen Dissonanzen. Statt des Unisono des Lobes also die Polyphonie der Meinungen.

Für viele verbindet sich mit dem Begriff „EWE" eine ganz persönliche Erinnerung, z. B. für Professor Andre Asriel (NPT), der zusammen mit Kuba im Jahre 1949 die ersten Ensembleprogramme „auskochte".

„Unvergessen sind mir vor allem die vielen mit Kuba in der Treptower Unterkunft durchwachten und durcharbeiteten Nächte, in denen in engster Gemeinschaftsarbeit das erste Programm geboren wurde. Wir alle waren besessen von der Einsicht in die Notwendigkeit zu experimentieren und etwas Neues zu schaffen."

Auch für Oberfeldwebel d. R. Lutz Stückrath (Bummi), gibt es Erinnerungen, die er seinem Stand als Kabarettist gemäß zu formulieren weiß. „EWE ist kein Name, sondern eine Abkürzung. Wenn diese Abkürzung genannt wird, denke ich an das EWE der NVA der DDR, kurz ‚Erich-Weinert-Ensemble' genannt. Weiter denke ich an meine Kabarettistenwiege, in der ich allerdings nicht verschaukelt, sondern öfter aus dem Schlaf gerissen wurde, wofür ich heute dankbar bin. Ich denke, daß sich das EWE überall sehen- und hörenlassen kann. Verner scheint mir dazu wichtig . . . (Fortsetzung folgt)." Ein ziemlich frecher Distel-Fink, der Bummi.

Der Kanonier Guido Buber hat nicht ganz so freundliche Auskünfte parat:

„Ich bin jetzt fast ein Jahr bei der Armee. Doch was das Weinert-Ensemble angeht, muß ich passen. Anscheinend ist das nur so eine Truppe zum Repräsentieren. Aber wenn die Armee schon eine Künstlerschar hat, warum kriegen wir sie da nicht zu sehen?"

Sind die Weinerts wirklich zu selten in der Truppe? Ich befragte einen Computer: Können die Weinerts in einem Jahr alle Dienststellen

der NVA besuchen, die großen wie die kleinen? 510 Auftritte anno 1969, 247 vor NVA-Einheiten, 20 vor sowjetischen Freunden. Der Computer sagte: „Nein!"
Aber könnten sie nicht vielleicht doch ein bißchen öfter ...? Auf Fragen mit „ein bißchen" geben Computer keine Antwort. Außerdem ist das eine Umfrage unter Zeitgenossen und nicht unter Denkmaschinen.
Nun gibt es Zeitgenossen, die die Weinerts durchaus für truppenverbunden halten und das auch zu belegen wissen. Hauptmann Rolf Wachtler z. B., Kompaniechef, erinnert sich besonders gern an den Auftritt einer kleinen Gruppe: „Wir waren zum Winterlager. Das Wetter, nicht zu beschreiben, und das mehrere Wochen lang. An einem Sonntag kamen die Weinerts. Ihre Darbietungen lockerten die Stimmung auf. Wir hatten auch Gespräche hinterher. Ich muß sagen, daß sie nicht nur künstlerisch beschlagen sind..."
Auch Major Lothar Kober ist der Meinung: „Die Weinerts sind unsere Genossen. Das kam besonders deutlich während der Maßnahmen zum Schutz des Sozialismus in der ČSSR zum Ausdruck, als sie wochenlang unter den gleichen Entbehrungen wie wir ihren Kampfauftrag erfüllten. Besonders das Doppelquartett ist dafür ein beredtes Beispiel. Improvisierte Bühne, verqualmtes Zelt, die Weinerts kamen auch unter diesen Bedingungen zurecht. Sie halfen uns über schwere Stunden hinweg..."
Nein, an der Einsatzfreudigkeit des Ensembles besteht kein Zweifel. Hier ist wohl uneingeschränkt ein Lob und ein Dankeschön am Platz.
Daß die Weinerts die Truppe als ihr Zuhause betrachten, mag auch ihr Geburtstagsprogramm beweisen. Der Leiter des Ensembles, Oberst Clemens, weiß darüber zu berichten: „Wir haben uns vorgenommen, über eine Woche lang vor dem 15. Juli d. J. in den Standort Eggesin zu fahren, um dort mit den Soldaten und unter Soldaten tätig zu sein." Bei der Tänzerin Inge Bonse klingt das etwas lustiger: „Getanzt wird Kasatschok. Und wer ihn noch nicht kennt, soll ihn kennenlernen..." Also, Eggesiner Jungtänzer, haltet Euch, ganz im wörtlichen Sinne, an Inge Bonse.
Frage beantwortet: Die Weinerts sind truppenverbunden — was nicht heißt, daß sie nicht noch truppenverbundener werden könnten.
Wie gut sind nun die Programme?
Ziemlich einig ist man sich, daß sie Anforderungen stellen. „Das ist nicht einfach so'n Trallala, das hat alles Sinn und Verstand", findet Gefreiter Möhndorf. Und Wachtmeister Günter Schlosser äußert: „Es ist schön, daß das EWE nicht nur schlechthin in Truppenbetreuung macht und die Soldaten irgendwie unterhält, sondern eine kulturpolitische Aufgabe erfüllt."
Das ist im Zeitalter, wo das Denken zur ersten Bürgerpflicht geworden ist, ja sogar drauf und dran ist, ein Vergnügen zu werden, ein ausgesprochen moderner Zug. (Wir kommen darauf zurück.)
„Es stand nicht die Frage — nun amüsiert mich mal — sondern die Frage — wie muß man mit Wort und Lied stellungnehmen." Na, lieber Genosse Major Rehbock, ich bin ja sehr für's Stellungnehmen, aber ein bißchen Amüsement ist vielleicht doch auch die Frage, wenn ein Ensemble kommt, und nicht nur für einen Heller... Ich muß in dieser Beziehung dem Kanonier Ralf Penn beipflichten, der mit der Erwartung zu einer EWE-Veranstaltung geht „Unterhaltet mich mal ein bißchen." Das ist das Minimalprogramm, würde ich sagen, und der Kanonier ist da wirklich noch einer von den ganz Bescheidenen. Ich nehme an, er beabsichtigt nicht, seinen Kopf mit der Mütze an der Garderobe abzugeben. Artilleristen sind schon immer äußerst intelligente Leute gewesen, ich erinnere nur an unseren Friedrich Engels. Amüsement schließt Denken nicht aus.
Einigen wir uns auf das, was der Gefreite Dietmar Schneider sagt:
„Ich will mich entspannen, erholen und auch etwas dabei lernen. Und das Lachen darf dabei nicht zu kurz kommen."
Ich möchte dazu militärisch kurz sagen: Einverstanden und, wie angekündigt, auf das Stichwort „modern" zurückkommen.
„Manchmal, so glaube ich, wäre es besser, man würde nicht so ‚schön' singen, sondern unkonventioneller, hemdsärmliger, frischer, leidenschaftlicher — so, wie der Oktoberklub", meint Soldat Helmut Madey.
„Manches klingt mir zu sehr nach Operette."
Und auch Unteroffizier Gottfried Mühler ist dieser Meinung: „Wenn ich die EWE-Programme mit dem vergleiche, was man so von

Zeichnung: Louis Rauwolf

den Singeklubs hört, dann scheint mir das alles etwas antiquiert, nicht so dem Schwung der Jugend angepaßt."
Was die einen als Makel empfinden, sehen andere als Vorzug an. NPT Kammersänger Peter Schreier z. B. schreibt:
„Da ich selbst vom Chorgesang und aus der sächsischen Chortradition hervorgegangen bin, hat mich besonders die hervorragende Klangkultur und Klangausgeglichenheit erfreut. Ich spürte es an den Gesichtern der einzelnen, mit welchem künstlerischen Ernst, aber auch mit welcher Freude die Soldaten bei der Sache waren."
Nun ist ja Klangkultur auch ein Stück Kultur. Warum sollten wir ein Stück Kultur preisgeben? Warum sollten die Sänger vergessen, was sie mit vieler Mühe gelernt haben? Also sind die Singeklubs für die Weinerts indiskutabel?
Wie sieht das Ensemble selber dieses Problem? Oberspielleiter Oberstleutnant Günther Hitzemann hält für das wichtigste Kriterium des Modernseins die Frage: „Entspricht das Ensemble den neuesten Erfordernissen, die sich aus der weiteren Gestaltung unseres gesellschaftlichen Systems des Sozialismus ergeben, aber natürlich auch, geht es in seinen Formen auf die neuen musikalischen Gewohnheiten ein – wobei man beachten muß, daß das Ensemble ja sehr verschiedene Gruppen hat. Diese neuen musikalischen Formen muß vor allem die Estrade pflegen."
Diese Antwort bringt etwas Ordnung in das Durcheinander bei der Verwendung des Adjektivs „modern". Ich habe nämlich den Verdacht, daß modern zuweilen als Synonym für Elektrogitarre steht. Auch mag mancher manches für modern halten, was sich dann nur als aufgepopte Vogelscheuche erweist. (Womit keinesfalls die Singeklubs gemeint sind.)
Aber stellen wir uns dem Ruf nach der schöpferischen Singeklubabneigung. Hier gibt es eine Art Selbstkritik in Piano. Noch einmal Oberstleutnant Hitzemann:
„Nicht genügend modern sind wir meiner Ansicht nach in der Auseinandersetzung mit den Formen, die sich in den Singeklubs entwickelt haben, denn die Singeklubs besitzen doch den großen Vorteil, daß sich hier junge Menschen sehr aktiv und bewußt mit ihrer Umwelt, mit ihren gesellschaftlichen Aufgaben auseinandersetzen. Wir müssen meiner Ansicht nach in Zukunft stärker beobachten, wie sie das tun und welches dabei die entscheidenden Merkmale sind, ohne daß wir die musikalischen Formen, die dort augenblicklich vorherrschen, als unbedingtes Vorbild akzeptieren können. Modern zu sein verlangt sowohl ein ständiges politisches Vorwärtsdenken als auch ein Entwickeln der künstlerischen Formen."

Zum Schluß die Wünsche, was man sich von den Weinerts wünscht und was man den Weinerts wünscht.

„Dem Sinn nach das gleiche, wie Erich Weinert vor 20 Jahren: Den Gedanken Licht, den Herzen Feuer, den Fäusten Kraft."
Major d. R. Erwin Burkert, langjähriger Chefdramaturg und jetziger Fernsehjournalist.

„Ich würde gern noch mehr alte Volkslieder hören. Ich wünsche mir auch noch bessere Soldatenlieder."
Obermeister Hans Geisler

„Am liebsten würde ich selber mitmachen."
Oberleutnant Günther Leischner

„Für die nächsten zwanzig Jahre große Erfolge, und daß es gelingen möge, trotz ständiger Qualifikation ein Quentchen Pioniergeist und Frische des Auftretens lebendig zu halten, jene Eigenschaften, die für das Ensemble in seinen Anfangsjahren charakteristisch waren."
Professor Andre Asriel, NPT

„Ich würde das Ensemble ganz gerne mal wiedersehen, vor allem das Ballett."
Gefreiter Dieter Ränsch

„Was das Ensemble macht, ist im Sinne Erich Weinerts. Ich bin sehr glücklich darüber, daß ich so freundschaftliche Beziehungen zu diesem guten Kollektiv habe. Weiter so große Erfolge, aber nicht nur bei uns in der DDR, sondern in allen sozialistischen Ländern. Ihr zeigt dort das Gesicht der DDR."
Li Weinert

„Macht uns noch rascher eure neuen Lieder und Kabarett-Texte zugänglich, denn wir wollen euch auch weiterhin möglichst viel abgucken."
Gefreiter Wolfgang Claus

„Alle Freunde des EWE erwarten von ihm, daß es auch künftig seinen spezifischen Beitrag zur Erfüllung des Kampfauftrages unserer NVA, zur weiteren Vertiefung der Einheit von Volk und Armee sowie der Waffenbrüderschaft mit den verbündeten Armeen leistet ... Dabei ist es erforderlich, mit dem Blick auf die wachsenden Anforderungen das Ensemble so zu profilieren, daß die politisch-künstlerische Massenwirksamkeit weiter erhöht werden kann. Hierbei gilt es, alle Genres – so vor allem die politische Revue, die Estrade, das Nummernprogramm und politisch-satirische Kabarett, nicht zu vergessen die heitere Muse und die kleine Form der künstlerischen Gestaltung zu nutzen."

Diesen Wunsch äußerte Admiral Verner, und ich nehme an, er ist dem Ensemble zugleich Befehl. (Fast schon der Tagesbefehl.)

Enden wir heiter mit einem Wort des Hauptmanns Erich Gauda:
„Das EWE gehöre auch weiterhin zu unserer Armee, wie der Koch zur Gulaschkanone."
Allzeit wohl bekomms!

Oberstleutnant
Christian Klötzer



GRENZER aus Überzeugung und Leidenschaft

Am 7. Oktober 1958 wird Oberfeldwebel Joseph Hausladen mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Bronze ausgezeichnet. Herzliche Glückwünsche vom damaligen Kommandeur der Deutschen Grenzpolizei, Generalmajor Ludwig.

Joseph Hausladen, Triebes bei Zeulenroda. Wird diese simple Ortsangabe reichen, um ihn zu finden? Aber warum nicht? So groß kann doch Triebes nicht sein. 5000 Einwohner. Na immerhin. Den ersten, den ich treffe, einen älteren Herrn, frage ich.
„Hausladen? Sepp Hausladen? War der nicht mal Volkspolizist?"
„Ja, genau den meine ich."
„Der wohnt oben am Kranich."
Also hoch zum Kranich. Etwas außerhalb des Ortes auf einem kleinen Hügel: eine Gaststätte, der „Kranich", und drei Häuser.
Sepp Hausladen wartet schon auf mich. Schon nach wenigen Worten spüre ich, das ist kein blasser Durchschnittsmensch, das ist eine Persönlichkeit, auf seine Art. Klein und untersetzt, kurzgeschnittenes borstiges Haar, aus seinem Gesicht, in das sein bewegtes Leben tiefe Furchen gegraben hat, blitzen lebhafte Augen, ebenso lebhaft seine Gesten und Worte, ganz besonders, als wir auf sein, auf unser Thema kommen: Deutsche Grenzpolizei.
Fünfzehn Jahre war er dabei, fast von Anfang an. Im November 1946 begann auf der Grundlage einer Verfügung des Chefs der sowjetischen Militäradministration der Aufbau der Grenzpolizei in der damaligen sowjetischen Besatzungszone. Die Demarkationslinie zwischen Ost und West war bis dahin mehr eine gedachte Linie, keine streng bewachte Grenze. Schmuggler und Schieber hatten ihre große Zeit. Ganze Banden nutzten die Möglichkeiten, ohne große Schwierigkeiten ihr Aktionsgebiet von hüben nach drüben und umgekehrt zu verlegen. Die imperialistischen Geheimdienste streckten ihre schmutzigen Finger in die sowjetische Besatzungszone aus. Nicht nur die knappen und lebensnotwendigen Lebensmittel und Industriewaren wurden verschoben, ganze Betriebseinrichtungen und technische Unterlagen, wichtig für den Wiederaufbau zerstörter Werke, gingen über dunkle Kanäle in den Westen.
Hier einigermaßen Ordnung zu schaffen, die demokratische Entwicklung in der sowjetischen Besatzungszone zu sichern, diese Aufgabe übernahmen, gemeinsam mit den entsprechenden sowjetischen Organen, die Grenzpolizisten. Freiwillig, unter schwierigsten Bedingungen. Noch waren sie nur wenige, nicht alle waren mit Schußwaffen ausgerüstet, viele trugen noch ihre Zivilkleidung, da die Uniformen nicht reichten, es fehlte an Baracken und anderen Gemeinschaftsunterkünften.
Sepp Hausladen ist zu dieser Zeit Weichenwärter bei der Reichsbahn. Viel hat er schon hinter sich. In Bayern war er aufgewachsen. Der Vater, Tagelöhner im Steinbruch mit 25 Pfennigen Stundenlohn, konnte dem Jungen natürlich eine Lehrstelle mit Kost und Logis nicht bezahlen. Also wurde auch er Tagelöhner, in einem



Sägewerk, mit Kost und Logis und 70 Mark Jahreslohn, dann beim Kanalbau, im Steinbruch, in der Steinkohle, schließlich als Gleisarbeiter bei der Reichsbahn. Nun ist er Weichenwärter, will und glaubt, daß sein Leben nun endlich besser wird, einen Sinn, ein Ziel bekommt. Täglich sieht er aber auch, was da alles unkontrolliert und unverfroren auf seinen Güterzügen nach drüben verschachert wird. Als er im Sommer 48 eine Annonce in der Zeulenrodaer Kreiszeitung liest: „Gesunde Männer im Alter von 18 bis 45 Jahren dringend für den Dienst in der Grenz- und Bereitschaftspolizei gesucht", da gibt es für ihn kein Zögern. Noch ist er 44 Jahre alt, erst im November wird er 45. Man wird ihn schon nehmen. Und man nimmt ihn. In der Grenzbereitschaft Gefell, im Kommando Gutenfürst, an der Grenze zu Bayern wird er Grenzposten und tut seinen Dienst bis er 1963 als 60jähriger in die Reserve entlassen wird. Und Sepp ist ein echter Grenzer, mit Leib und Seele, mit der Überzeugung, sich für die gute Zukunft seines Landes einzusetzen. Es sind nicht nur die acht Stunden Streifendienst an der Grenze, hinzu kommt der Dienst als Posten im Objekt, festgenommene Grenzverletzer müssen in einem zweistündigen Fußmarsch nach Großzöbern zur Kommandantur gebracht werden. Und wie oft sucht sich Sepp in seiner Freizeit einen Partner, dem er sagt: „Du, ich weiß da eine Ecke an der Grenze, da müßten wir uns mal etwas näher umsehen, da scheint sich etwas zu tun." Mit Genehmigung des Kommandeurs natürlich macht er dann seine Extra-Streifentour. Noch gibt es keine Grenzbefestigungen, bis zum Mai 1952 noch nicht einmal den geackerten und geeggten Zehnmeterstreifen. Da sind Einsatzbereitschaft, List, Findigkeit, Einfallsreichtum des Grenzpolizisten besonders gefragt. Grenzfallen (in Brusthöhe gespannte Leinen, an denen mit Steinen gefüllte Eimer hängen) und Signalfallen (die Schnur löst ein Lichtsignal aus) sind relativ simple, aber nachts recht wirksame Hilfsmittel. 958 Grenzverletzer stellt Sepp Hausladen in seiner 15jährigen Dienstzeit. Er kennt alle Schliche der Grenzgänger und weiß, wo und wie er sie aufspürt. Wenn er es für notwendig hält, läßt er sich mit seinem Streifenhund Assi unter einer Decke geschützt einschneien. Über einen seiner „Fälle" erzählt er: „Eines Abends, ich war gerade vom Postengang

hereingekommen, gab es Alarm. Fünf fremde Personen sollten sich im Grenzbereich aufhalten. Mit einem Unteroffizier ging ich sofort wieder mit 'raus. Alle Abschnitte waren besetzt. ‚Geh dorthin, wo du es für richtig hältst', sagte mir deshalb der Kommandeur. In einem Gebüsch an einer Straße bezogen wir beide Stellung und warteten. Es vergingen, glaube ich, Stunden. Es begann bereits zu dunkeln, da wurde unsere Ausdauer belohnt. Etwa 50 Meter vor uns schob sich jemand vorsichtig aus dem Gebüsch. Wir warteten noch ab. Dann folgte ein zweiter. Er winkte nach hinten, und acht Mann stürzten über die Straße ins Dickicht, an das sich ein Hochwald anschloß. Ich schickte den Unteroffizier auf die Straße, um ihnen den Rückweg abzuschneiden. Ich selbst rannte herum auf die andere Seite des Waldes und schrie so laut ich konnte: ‚Kommt heraus, ihr seid umstellt.' Als sich nichts rührte, schickte ich eine MPi-Garbe über die Wipfel. Da trotteten sie mit erhobenen Armen aus dem Wald heraus."

Die Grenzpolizei entwickelte sich im Laufe der Jahre. 1950 übernahm sie auch den Schutz der Seegrenzen. Mit der erweiterten Remilitarisierung in Westdeutschland, der Bildung des Bundesgrenzschutzes vor allem als Grenzprovokationsorgan, mußte die Grenzpolizei weiter verstärkt werden. Sie wurde umstrukturiert und erhielt 1952 den Namen Deutsche Grenzpolizei. An der Staatsgrenze zu Westdeutschland wurde eine klare Grenzordnung geschaffen: ein 10-Meter-Kontrollstreifen, ein 500-Meter-Schutzstreifen, ein 5-km-Sperrgebiet. Im Dezember 1955 übernahm die Deutsche Grenzpolizei die alleinige Bewachung und Kontrolle der Staatsgrenzen der DDR, und im September 1961 schließlich wurde sie als Kommando der Grenztruppen der Nationalen Volksarmee angegliedert.

Sepp Hausladen war noch dabei. Auch unter den neuen Bedingungen war er ein vorbildlicher Postenführer. Er wurde vielfach ausgezeichnet: mit dem Ehrenzeichen der Deutschen Volkspolizei, dem Leistungsabzeichen der Deutschen Grenzpolizei, der Medaille für vorbildlichen Grenzdienst und 1958 mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Bronze. Er hatte mehr als seine Pflicht getan, als er 1963 in die Reserve versetzt wurde. Aber es war ihm gar nicht Recht, daß er sich „schon", wie er meint, zur Ruhe setzen sollte.

Heute sind die Grenztruppen der NVA eine mit den modernsten Waffen und technischen Geräten ausgerüstete militärische Formation. Und trotzdem ist auch heute noch der Grenzsoldat mit seiner Einsatzbereitschaft, seinem Mut, seiner taktischen Klugheit und Naturverbundenheit nicht weniger wichtig für den sicheren Schutz unserer Grenzen. Darin kann Sepp Hausladen immer noch Vorbild sein. Das kann man dem vitalen 66jährigen unbedenklich abnehmen: „Wenn man mich riefe, würde ich sofort, heute, wieder an die Grenze gehen."

Major Günther Wirth



Nur ständige Einsatzbereitschaft und Wachsamkeit sichern die Unantastbarkeit unserer Grenzen. 1946 versahen noch berittene Grenzpolizisten ihren Dienst. Damals wie heute ist die Grenzbevölkerung wichtiger Helfer.





Ein Bischof von Orleans ließ einmal vor einem der damaligen frommen Frauenvereine die Bemerkung fallen: „Die Mutterschaft ist der Militärdienst der Frauen." „Dann sind die Nonnen Deserteure!", antwortete darauf im dortigen Lokalblatt einer der Redakteure.

„Antibabypillen" stand in den Begleitpapieren eines LKW, der auf der Fahrt nach Brüssel die französische Grenze passierte. „Und wo sind die Kisten mit den Pillen?", fragte der belgische Grenzsoldat erstaunt, als er die Plane des LKW hob und ein knappes Dutzend weinende Mädchen sah.
„Ach so, ja, da muß ein Fehler in den Papieren sein", antwortete der Fahrer, „heute fahre ich ja die Reklamationen."





Ein Warschauer Mütterchen beichtet dem Pfarrer: „Ich sündige mehrmals am Tage. Wenn ich nur das Brummen eines Naziflugzeuges höre, kann ich es mir nicht verkneifen und muß fluchen: ‚Auf daß du dir den Hals brichst, du Verbrecher!' "
„Das ist unchristlich, meine Tochter, so geht das nicht", meint der Pfarrer. „Es genügt vollkommen, wenn du sagst: ‚Ewigliche Ruhe gebe ihm, oh Herr . . .' "



ANEKDOTEN

Im Wartezimmer der Entbindungsstation eines Krankenhauses geht ein Offizier nervös auf und ab. Nach einiger Zeit erscheint ein Soldat und nimmt gelassen in einem Sessel Platz. Da tritt eine Krankenschwester ein und sagt zu dem zuletzt Erschienenen: „Kommen Sie bitte, Herr Müller, Sie haben einen Sohn." Darauf der Offizier: „Aber Schwester, ich war doch noch vor dem Soldaten hier und warte schon zwei Stunden?!"
Darauf lächelt die Schwester und antwortet: „Tut mir leid, Herr Oberleutnant, aber hier geht es nicht nach dem Dienstgrad!"



Ein amerikanischer Veteran kam beim Bürgerkriegsgeneral Lee um eine Pension ein – wegen übermäßigen Alkoholmißbrauchs. Der seltsame Kauz gab als Grund seiner Ansprüche an, daß er sich das Trinken im Kriege angewöhnt habe und deshalb nicht weniger pensionsberechtigt sei als andere Krieger, die sich im Feldzug andere chronische Krankheiten zugezogen hätten. Der General sandte ihm einen Dollar und ein Schreiben, worin zu lesen stand: „Kaufen Sie sich dafür eine Flasche Whisky und trinken Sie sie auf mein Wohl. Was Ihren Antrag anbetrifft, so teile ich Ihnen mit, daß meines Wissens die monatliche Zuteilung für Soldaten einen Viertelliter betrug. Da Sie offensichtlich diese Ration damals auf eigene Gefahr und Kosten überschritten, müssen Sie jetzt auch die Folgen auf eigene Gefahr und Kosten tragen."



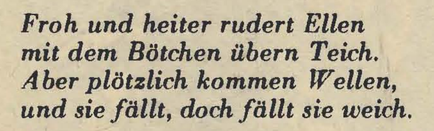
Illustrationen: Hille Blumfeldt

Während einer Beratung englischer Militärexperten mit Churchill zu Beginn des zweiten Weltkrieges sagte jemand: „Für die Kriegsführung sind drei Dinge vonnöten: Menschen, Geld und Geduld." „Das fügt sich gut", antwortete Churchill, „Rußland wird Menschen, Amerika Geld, und die Geduld werden wir Engländer zur Verfügung stellen."



Museumsführer: „Hier sehen Sie das Wams, welches Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen trug. Durch dieses Loch drang die feindliche Kugel, welche seinem Leben ein Ende setzte!" Feldwebel zu den Soldaten, mit denen er das Museum besucht: „Seht Kinder, was ich immer sage: Nur keine Schlamperei einreißen lassen! Wäre das Wams rechtzeitig geflickt worden, so hätte das nicht passieren können!"

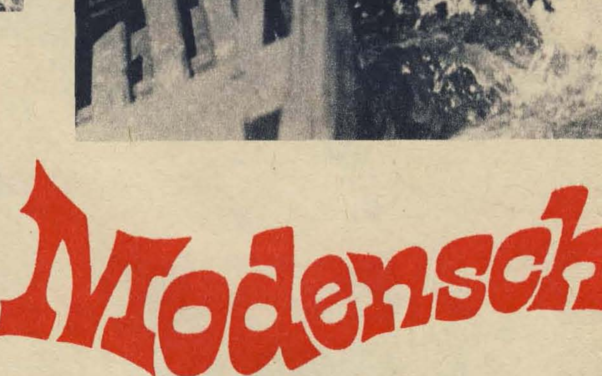




Froh und heiter rudert Ellen
mit dem Bötchen übern Teich.
Aber plötzlich kommen Wellen,
und sie fällt, doch fällt sie weich.

Naß und in zerknüllten Hüllen
paddelt sie ins nahe Ried,
und sie denkt dabei im stillen:
Wenn mich jetzt bloß niemand sieht!

Doch am Ufer hockt kein dreister
Freizeitspähtrupp der VA.
Nur ein schwarzer Bademeister
winkt mit blumigem BH.









au mit MAXI- MUM

Und er führt sie zu 'ner Leine.
Darauf hängen, gut und gern:
Zehn Bikinis, große, kleine.
Und das war des Terriers Kern.

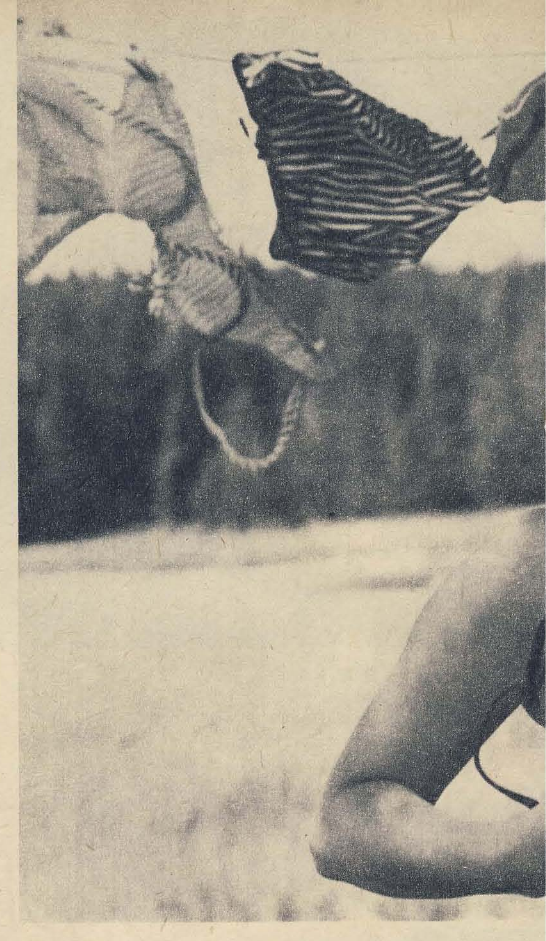
Welcher gute Geist hienieden
Leine zog zur rechten Zeit,
das bleibt freilich unentschieden.
Immerhin war's sehr gescheit.

Bald schon steht sie strohbehütet,
und wir fahren – Ehrenwort!
weils die Höflichkeit gebietet
mit geschlossenen Augen fort.

Sie probiert, ganz ohne Eile,
und nimmt Stück für Stück vom Seil:
Oberteile, Unterteile.
Und wir nehmen wieder teil.

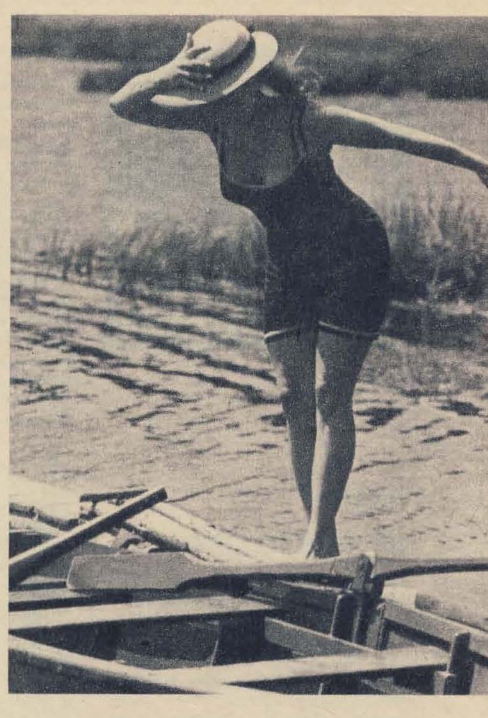






Modenschau mit





MAXI-MUMM

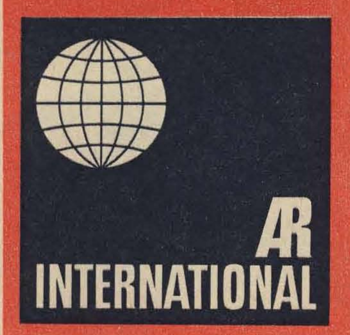


„Wähl ich Karos, wähl ich Streifen?
Auch die Pünktchen wären schmuck.
Soll ich mir den Grünen greifen
oder gar den Oma-Look?"

Und am Ende wählt sie Maxi,
steht auch Max auf Mini nur,
steigt vergnügt ins Wassertaxi,
und dann rudert sie retour.

Sie beschmunzelt keck und munter
ihren Mode-Seitensprung.
Außen Oma, aber drunter
nach wie vor begeisternd jung.

H. Krause



Aus unserem Jahrestagskalender:

2. August: 25. Jahrestag der Unterzeichnung des Potsdamer Abkommens
5. August: 75. Todestag von Friedrich Engels
6. August: Tag der rumänischen Seestreitkräfte
13. August: Tag der bulg. Flotte
15. August: Tag der polnischen Luftstreitkräfte
10. Jahrestag der Unabhängigkeit der heutigen Volksrepublik Kongo
25. Jahrestag der Befreiung Koreas durch die Sowjetarmee
16. August: Tag der sowjetischen Luftflotte
27. August: Tag der bulgarischen Grenztruppen

Truppenstärke der Kriegspaktsysteme

In ihren gegen die sozialistischen Länder und die nationalen Befreiungsbewegungen zusammengezimmerten Militärorganisationen halten die imperialistischen Staaten und die von ihnen abhängigen Länder beträchtliche Truppenkontingente unter Waffen. So beträgt die Gesamtstärke der zur NATO, CENTO und SEATO gehörenden Streitkräfte 7 334 700 Mann. Davon entfallen 4 266 300 Mann auf die Landstreitkräfte, 1 574 000 auf die Luftwaffe und 1 494 000 auf die Seestreitkräfte.

Verluste der Aggressoren

Nach jetzt vorliegenden endgültigen Angaben haben die laotische Volksbefreiungsarmee und die patriotischen Neutralisten im Jahre 1969 rund 22 000 Mann des Gegners – Amerikaner und rechte laotische sowie thailändische Söldner – außer Gefecht gesetzt. Während der Kämpfe wurden 270 Militärfahrzeuge vernichtet, 160 Hubschrauber und Düsenjäger abgeschossen oder am Boden zerstört sowie 50 000 Waffen aller Art erbeutet.

▶



In den laotischen Partisaneneinheiten, die gemeinsam mit der Volksbefreiungsarmee handeln, kämpfen auch viele Frauen und Mädchen für die Freiheit ihrer Heimat.

B- und C-Ausbildung in Alabama

600 Millionen Dollar geben die USA jährlich für die bakteriologische und chemische Kriegführung sowie deren weitere Vorbereitung aus. Bezeichnenderweise werden für diese Art der völkerrechtswidrigen Kriegführung nicht nur amerikanische Spezialisten, sondern auch ausländische Offiziere geschult. Auf dem Militärstützpunkt Fort McLellan (Alabama) sind bereits 550 Offiziere aus 26 Ländern an diesen Kampfmitteln ausgebildet worden (u. a. aus Thailand, Südkorea, Australien). Dazu vorgesehen sind weiterhin Kursanten aus Südvietnam, Westdeutschland, Griechenland und England.

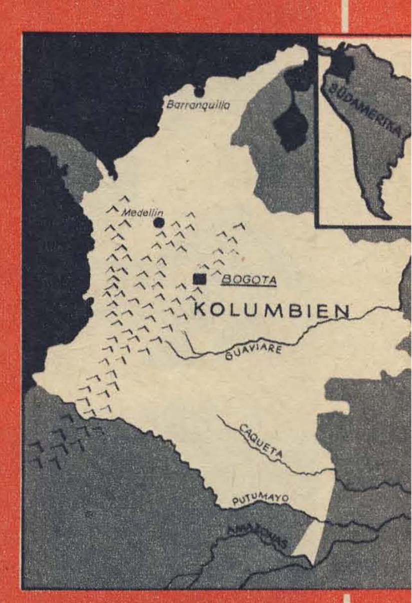


Amerikanische Flugzeuge lassen über Südvietnam Giftstoffe ab. Lautlos und heimtückisch senkt sich der Tod auf Pflanzen, Menschen und Tiere hinab.


Ein typisches Beispiel imperialistischer „Entwicklungshilfe" gab bereits der Westdeutsche Leon Weiss. Er kaufte alte Schuhe auf, um sie in „Entwicklungsländer" Afrikas und Südamerikas zu exportieren.

Partisanen in Kolumbien

Nach Einschätzung kolumbianischer Kommunisten ist der Partisanenkampf in Kolumbien von der Reaktion weder mit militärischen noch mit politischen Mitteln zu unterdrücken. Unter den gegebenen Bedingungen werde der bewaffnete Volkskampf von Tag zu Tag immer mehr zu einem notwendigen Faktor der kolumbianischen Revolution. Jedoch dürfe das nicht zu einem Kult der revolutionären Gewalt führen: Es sei demgegenüber nötig, alle Formen des Massenkampfes zu nutzen und sie, der jeweiligen Situation entsprechend, miteinander zu verbinden. Karte: Els

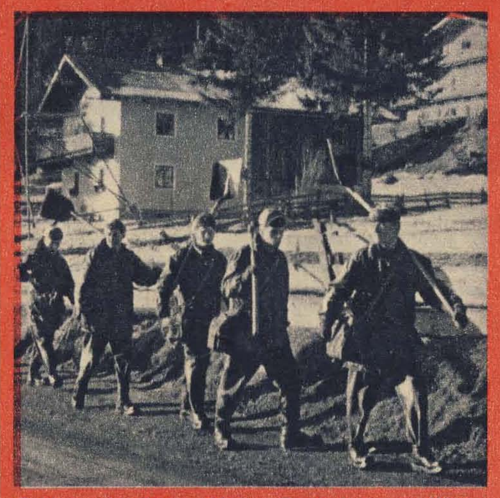


„Hilfe" für Nigeria

Englische Zeitungen teilten ihren Lesern mit, daß der aus tiefen, durch den Bürgerkrieg geschlagenen Wunden blutenden Republik Nigeria eine „ansehnliche Hilfe" zuteil werden solle. Inzwischen sind aus London 59 000 Bibeln mit einem Gewicht von 39 Tonnen nach Lagos abgegangen.

Nazis in Südafrika

Nach Angaben der südafrikanischen Zeitschrift „Personality" haben in der Südafrikanischen Republik mehr ehemalige Nazis Unterschlupf gefunden als in jedem anderen außereuropäischen Land (Argentinien ausgenommen). Viele von ihnen drangen in örtliche Organisationen ein und brachten sie unter ihre Kontrolle. Gern gesehene Gäste des Rassistenregimes sind u. a. der Naziverbrecher Otto Skorzeny und der Neonazichef v. Thadden, die schon mehrmals in Südafrika weilten.


Soldaten des österreichischen Bundesheeres in Winteruniform beim Arbeitseinsatz.

Marionettenarmee wird verstärkt

Im Zuge der geplanten „Vietnamisierung" soll die Saigoner Armee auf 1 018 000 Mann vergrößert werden. Unter anderem sollen sich ihre Luftstreitkräfte, die gegenwärtig über mehr als 400 Kampfflugzeuge verfügen, verdoppeln. Außerdem werden – trotz der demagogisch verkündeten Reduzierung der US-Truppen – bis 1972 noch mindestens 200 000 Amereikaner laut Plan in Südvietnam verbleiben.

Kind mit Wasserkopf?

Die zahlenmäßige Stärke des österreichischen Bundesheeres wird offiziell mit 25 500 Mann angegeben. Von diesen sind 2200 Offiziere und 89 Generale. Es kommen also auf einen General nur rund 262 Soldaten und 25 Offiziere. Wiener Zeitungen nannten das Bundesheer aus diesem Grunde ein „Kind mit Wasserkopf".

Wettlauf mit der Uhr

Maschinenschaden kurz vor dem Auslaufen, eine ungewöhnliche Situation auf dem MLR-Schiff „Halle". Stabsmatrose d. R. Lutz Körner war mit Kamera und Notizblock dabei.



Laut zischend strömt die Preßluft in die Hauptmaschine des MLR-Schiffes „Halle". Mit dumpfem Knall springt die Maschine an, die Welle beginnt sich zu drehen.

Aufmerksam lauscht Maat Willi Hanf, Fahrmaat der Steuerbordmaschine, in das Geräusch. Er kontrolliert den Öl- und Wasserdruck sowie die Temperatur. Ein leichter Schreck durchfährt ihn dabei. Während die Temperatur rasch ansteigt, geht der Öldruck zurück. Was ist los?

Einige Monate befindet er sich nach Abschluß des Maatenlehrganges bereits auf dem Schiff. Er kennt die Maschine. Bisher war alles glattgegangen. Zu glatt vielleicht? Hatte er einen Fehler gemacht? Bei der Kontrolle etwas übersehen?

Mit einem Seitenblick sieht der Maat hinüber zu dem Obermatrosen Windrad, der gerade die Betriebswerte in das Maschinentagebuch einträgt. Er möchte sich bei seinen Unterstellten nicht blamieren. Der Öldruck sinkt. Was ist die Ursache? Was soll er tun?

Als der Obermatrose aufblickt, gibt ihm Maat Hanf durch Kopfnicken zu verstehen, nach dem Öldruckmanometer zu sehen, anschließend zeigt er zum Telefon. Windrad versteht sofort den Wink seines Vorgesetzten und erstattet dem Maschinenleitstand Meldung.

„Maschine stoppen!" befiehlt Oberleutnant (Ing.) Hornemann, Leitender Ingenieur des Schiffes, und eilt in den Maschinenraum. Erfahren, wie er ist, überblickt er sofort die Si-



reits auf 22 Uhr. Das Schiff darf keinesfalls später auslaufen.
„Gummidichtung der fünften Laufbuchse defekt. Über fünf Prozent Wasser im Öl. Laufbuchse muß neu gezogen werden. Mit der Reparatur wurde bereits begonnen."
Der Kommandant macht ein ungläubiges Gesicht bei dieser Meldung des LI. Vorigen Monat erst war die Maschine turnusgemäß überholt und einsatzklar gemeldet worden.
„Wie konnte denn das passieren?"
Der LI zuckt bedauernd mit den Schultern.
„Inzwischen haben wir schon wieder eine beträchtliche Anzahl Betriebsstunden gefahren. Wahrscheinlich Materialschaden. Trotzdem schlage ich vor auszulaufen. Nur mit der Backbordmaschine. Der Fahrbetrieb ist gewährleistet. Bei der Überfahrt werden wir die Steuerbordmaschine reparieren."
„Einverstanden!"
Unterdessen stehen die Maschinisten im Wettlauf mit der Uhr. In der ölhaltigen, heißen Luft, die mit etwa 35 Grad C im Maschinenraum liegt, triefen sie bald vor Hitze bei ihrer

▲ Die Törnvorrichtung ist gebrochen!

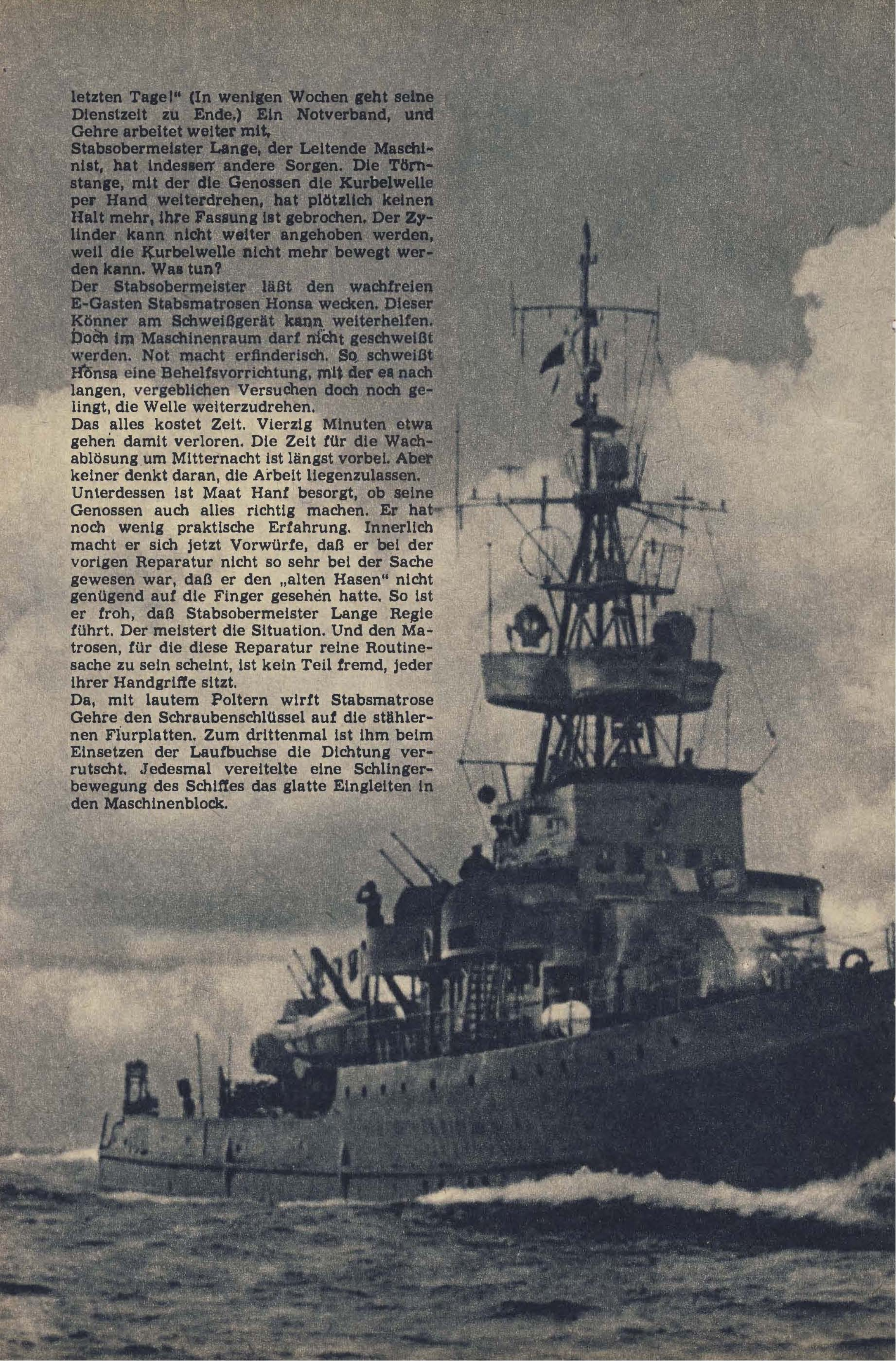
◀ Mit vereinter Kraft ziehen Stabsobermeister Lange (links) und Maat Hanf die Zylinderkopfschrauben fest.

Pumpengast Stabsmatrose Stenzel, FDJ-Sekretär im Maschinenabschnitt, packt bei der Reparatur kräftig mit zu, um den Genossen zu helfen.



tuation und zerreibt zwischen den Fingern prüfend etwas Öl.
„Wasser im Öl", stellt er fest und ordnet an, das Öl auf Wassergehalt zu prüfen. Dann öffnet er nacheinander die Schauklappen der Maschine. Übelriechende Ölschwaden steigen ihm in die Nase, als er die Kurbelwanne inspiziert. Ungeduldig wartet indessen der Kommandant auf dem Hauptbefehlsstand auf die Begründung seines LI, weshalb das Warmfahren der Maschine gestoppt wurde. In wenigen Minuten soll das Schiff zu einem Räumgeleitmanöver auslaufen. Fällt es aus, kann die Einheit ihre Gefechtsaufgabe nicht lösen. Morgen früh um vier schon sollen sie die befohlene Bereitschaftsposition bezogen haben. Jetzt geht es be-

Arbeit. Das Schiff kann mit nur einer Maschine auslaufen, aber bei Beginn der Gefechtshandlungen muß es wieder voll manövrierfähig sein. Dieser feste Vorsatz beflügelt den Eifer und den Fleiß aller Genossen.
Das Schiff befindet sich bereits auf See, als sie mit dem Flaschenzug den über vier Zentner schweren Zylinderkopf hochhieven. Das Stampfen und Krängen des Schiffes erschwert die Arbeit. Der Koloß baumelt an der Kette hin und her.
Mit einem Male brüllt Stabsmatrose Werner Gehre auf. Der schwankende Zylinderkopf hat ihm die linke Hand gequetscht. Er sieht seinen Genossen mit schmerzverzerrtem Gesicht an und flucht vor sich hin: „Und das auf meine



letzten Tage!" (In wenigen Wochen geht seine Dienstzeit zu Ende.) Ein Notverband, und Gehre arbeitet weiter mit.

Stabsobermeister Lange, der Leitende Maschinist, hat indessen andere Sorgen. Die Törnstange, mit der die Genossen die Kurbelwelle per Hand weiterdrehen, hat plötzlich keinen Halt mehr, ihre Fassung ist gebrochen. Der Zylinder kann nicht weiter angehoben werden, weil die Kurbelwelle nicht mehr bewegt werden kann. Was tun?

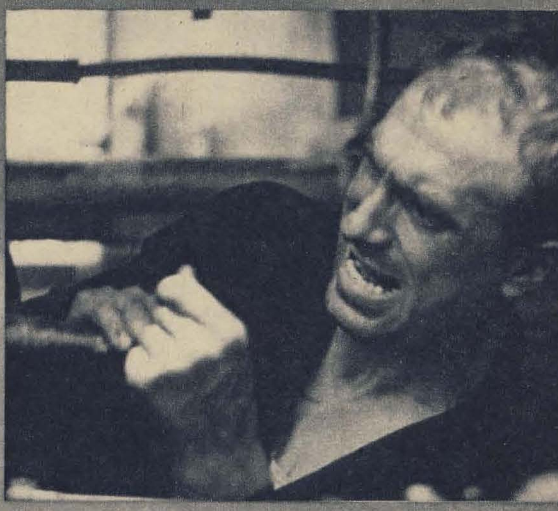
Der Stabsobermeister läßt den wachfreien E-Gasten Stabsmatrosen Honsa wecken. Dieser Könner am Schweißgerät kann weiterhelfen. Doch im Maschinenraum darf nicht geschweißt werden. Not macht erfinderisch. So schweißt Honsa eine Behelfsvorrichtung, mit der es nach langen, vergeblichen Versuchen doch noch gelingt, die Welle weiterzudrehen.

Das alles kostet Zeit. Vierzig Minuten etwa gehen damit verloren. Die Zeit für die Wachablösung um Mitternacht ist längst vorbei. Aber keiner denkt daran, die Arbeit liegenzulassen.

Unterdessen ist Maat Hanf besorgt, ob seine Genossen auch alles richtig machen. Er hat noch wenig praktische Erfahrung. Innerlich macht er sich jetzt Vorwürfe, daß er bei der vorigen Reparatur nicht so sehr bei der Sache gewesen war, daß er den „alten Hasen" nicht genügend auf die Finger gesehen hatte. So ist er froh, daß Stabsobermeister Lange Regie führt. Der meistert die Situation. Und den Matrosen, für die diese Reparatur reine Routinesache zu sein scheint, ist kein Teil fremd, jeder ihrer Handgriffe sitzt.

Da, mit lautem Poltern wirft Stabsmatrose Gehre den Schraubenschlüssel auf die stählernen Flurplatten. Zum drittenmal ist ihm beim Einsetzen der Laufbuchse die Dichtung verrutscht. Jedesmal vereitelte eine Schlingerbewegung des Schiffes das glatte Eingleiten in den Maschinenblock.

„Ist ja alles zwecklos! Wir schaffen es doch nicht!" resigniert er.
„Nun mach's mal halblang! Mußt du denn gleich so lospoltern? Wir müssen es schaffen, davon beißt die Maus keinen Faden ab", entgegnet Stabsmatrose Stenzel, FDJ-Sekretär des Maschinenabschnittes, der als Pumpengast den Maschinisten zu Hilfe gekommen ist.
Eine gespannte Atmosphäre ist entstanden. Resignation? Die Genossen werden müde, sind zum Auswringen durchgeschwitzt und reagieren beim geringsten Anlaß überempfindlich. Maat Hanf sieht Stabsobermeister Lange fragend an. Der erfaßt sofort die Situation und ordnet eine Rauchpause an.
In der frischen Nachtluft, bei Brause und Zigaretten, kühlen sich die erhitzten Gemüter ab. Lange bespricht mit den Genossen in aller Ruhe einige Kniffe, die sie anwenden wollen.
Am fernen Horizont kündigt sich schon der neue Tag an. Nur noch zwei Stunden Zeit verbleiben ihnen.
Mit neuen Kräften gelingt gleich beim ersten Versuch das Einsetzen der Laufbuchse. Auch der leicht hin und her pendelnde Zylinderkopf wird bald gebändigt. Große Geduld beweist das Kollektiv noch einmal beim Einsetzen der Dichtungen am Abgasschacht und am Absaugkanal. Nicht jede Schraube läßt sich leicht eindrehen. Da muß die Dichtung etwas angehoben werden, ein andermal liegt sie wieder zu hoch. Mehr als einmal fliegt ein Maulschlüssel polternd auf die Flurplatten, von Schimpfkanonaden begleitet, die ich lieber nicht anführen möchte.
Die Matrosen sind übermüdet, ihre Nerven zum Zerreißen gespannt. Ihren Zornesausbrüchen hält Stabsobermeister Lange stand wie ein Fels in der Brandung. An seiner Ruhe und Beharrlichkeit – er hat jahrelange Borderfahrung und weiß mit den Matrosen umzugehen – richten sich die Genossen wieder auf. Gegenseitig lösen sie sich ab, drehen die Schrauben nacheinander ein. Jeder hat Verständnis für den anderen, greift ihm helfend unter die Arme.


Fahrmaat Willi Hanf, erst wenige Monate an Bord, geht den Matrosen durch seinen persönlichen Einsatz beispielgebend voran.

Die Sonne klettert schon über den Horizont, als die Muttern, die den Zylinderkopf auf die Dichtung pressen, mit der Ratsche, einem verlängerten Steckschlüssel, angezogen werden. Der LM und Maat Hanf, die noch am kräftigsten sind, geben dazu ihre letzten Kräfte her.
Wenig später ist die Reparatur abgeschlossen. Gespannt erwarten nun alle Genossen das Anlassen der Maschine. Ein kräftiger Knall am Anfang, doch dann läuft sie wie ein Uhrwerk. Ölverschmierte, müde, dennoch zufriedene Gesichter. Erschöpft, doch stolz meldet Maat Hanf dem Leitstand die Steuerbordmaschine einsatzklar.
Kurz danach schrillt das Klingelzeichen durch das ganze Schiff. Gefechtsalarm!
Für die Maschinisten war die Verschnaufpause nur kurz. Müde, aber trotzdem mit wachen Sinnen eilen sie auf ihre Gefechtsstationen.



OPERATION 70



Portugiesische Ölsardinen

J. C. Schwarz

Eine warme Novembernacht 1936 in Lissabon. Der Sommer ist zwar dem Kalender nach zu Ende, aber der Winter hat es nicht eilig, sich zu zeigen. Im Zentrum der Stadt, in den Vergnügungsstraßen, herrscht lebhaftes Treiben, die Geschäfte und Tavernen sind hell erleuchtet, und elegante Lebeleute, junges Volk, Soldaten und Ausländer spazieren herum und versuchen, den Abend vergnüglich totzuschlagen. Stiller ist es im Regierungsviertel zum Tejo-Ufer hin, wo vereinzelte Wachposten vor den Ministerien, meist im Schatten säulengetragener Bogengänge, sich die Beine vertreten und gelangweilt auf die leeren großen Plätze und das im Mondlicht glitzernde weite Wasser der Tejo-Bucht hinausstarren. Auch auf den Höhen des Estremadura, der die weiße schöne Stadt zu sich hinaufziehenden Hügelkette mit ihren Burgen, Klöstern und Palästen, hat sich das Schweigen der Nacht niedergelassen. Nur am Monte Do Castello in den engen winkligen Gassen des Armenviertels, das über ausgewetzten Treppenstraßen den Berg hinaufsteigt, sind Existenzsorgen die Gründe für das Ausbleiben der Nachtruhe, und viele Mütter und Väter sitzen bis spät in die Nacht hinein an ihrer Heimarbeit, um für sich und ihre Kinder den Lebensunterhalt zu bestreiten. Denn so schön diese Stadt ist, so hart ist für die Arbeiterklasse das Leben in Salazars Reich. In einem der hochgelegenen alten, sich aneinander drängenden Häuser am Monte Do Castello stehen im Dunkeln zwei Männer am Fenster und blicken angespannt auf die Stadt hinunter, ohne ein Wort zu sprechen.

Da, pünktlich um zehn Uhr, ertönt unten im Hafen eine gewaltige Detonation, deren begleitender Feuerschein das gesamte Tejo-Gebiet erleuchtet und alle Stadtbewohner zusammenzucken läßt. Bis auf die Höhen des Monte Do Castello hinauf, bis zu dem Haus, in dem die zwei Männer am Fenster stehen, hört man das Heulen der Sirenen.

Einer der Männer springt sofort an das Sendegerät im Hintergrund des dunklen Zimmers. Kleine Lämpchen leuchten auf. Der Mann ruft eine Gegenstelle und nennt einen Decknamen. Als er Verbindung bekommen hat, funkt er in die Nacht hinaus: „Sendung Sardinen angekommen."

Am nächsten Morgen melden die Zeitungen in aller Frühe: Der Frachter „San Severino" ist in die Luft geflogen. Die Besatzung befand sich an Land. Die Polizei ist den Attentätern bereits auf der Spur.
Wie ein Lauffeuer verbreitet sich das Gerücht, daß der Frachter von einer deutschen Reederei angeheuert war und Waffen, Panzer und Lastwagen geladen hatte, die für das franquistische Spanien bestimmt gewesen seien.

■

In der Rua Aurea in dem neuen großen Bürohaus im dritten Stockwerk befindet sich an einer Tür ein Messingschild, das einen eingehämmerten Teller mit einer Sardine zeigt und die Firmenaufschrift: „Manuel Oliviera & Co." Hier sitzt an demselben Morgen, an dem ganz Lissabon von den Rufen der Zeitungsjungs summt, die Zeitungen mit der Meldung vom Untergang der „San Severino" verteilen, der Inhaber der Firma, Señor Manuel Oliviera, ein portugiesischer Kaufmann, und führt ein Ferngespräch mit dem Großhändler Rossi in Mailand. Rossi braucht Ölsardinen, Oliviera zur Verwunderung Rossis Lastwagen. Fiat-Fünftonner, also kräftige Wagen mit vielen dicken Reifen und einem respektablen Oberbau.
„Wozu brauchen Sie denn die Lastwagen?" fragt Rossi, und man hört es deutlich, daß er bei dieser Frage lacht.
„Die Verständigung ist glänzend", ruft Oliviera. „Man hört es bis Lissabon, daß Sie in Mailand lachen. Trotzdem irren Sie sich. Ich will die Lastwagen nicht nach Spanien verkaufen. Ich brauche sie für mein eigenes Geschäft. Sie kriegen Ölsardinen und ich Lastwagen. Sagen wir sechs. Und möglichst schnell."
Zehn Tage später werden sechs Fiat-Fünfton-

Ende, und der Sieger hat stets die Lacher in der Branche auf seiner Seite. Freilich weiß niemand, ob diese Geschichte auf Wahrheit beruht. Immerhin führt Olivera in seinem Firmennamen den Zusatz „& Co.“ Den „Co.“ Oliveras hat allerdings niemals jemand gesehen. Die Zentrale der Firma in Lissabon besteht nämlich nur aus ihm und einer übrigens sehr hübschen Sekretärin; auch die Filiale in Sevilla, von deren Existenz man sich überzeugt hat, ist nur mit einem Filialleiter und einer jungen Stenotypistin besetzt. Trotzdem hat die Firma achtbare Umsätze und Erfolge zu verzeichnen. Und Olivera verkündet stolz jedem, der es hören will, daß er jetzt über Maklerfunktionen hinausgehen und sein eigenes Expeditionsunternehmen aufziehen will. Sechs LKW habe er sich angeschafft. Verständlich, daß sich Señor Olivera nach Eintreffen der Lastwagen in seinen kleinen PKW setzt und nach Sevilla fährt, um die Filiale zu besuchen. Sicher hat er dort Wichtiges zu regeln. Der PKW ist vollgestopft



ner im Hafen von Lissabon abgeladen, an derselben Stelle, an der die deutschen Lastwagen mit der „San Severino“ in die Luft flogen. Sie sind für den portugiesischen Kaufmann Olivera bestimmt.

Olivera ist überall beliebt. Er hat glänzende Beziehungen innerhalb Portugals, nach Spanien, Italien und Latein-Amerika. Es heißt, sein Vater war Brasilianer, seine Mutter eine Deutsche. Er spricht fünf Sprachen: Englisch, Spanisch, Portugiesisch, Italienisch und Deutsch. In Fachkreisen spricht man mit Respekt über ihn: Man sagt, er könne aus Dreck Gold machen. Er soll in Brasilien, einem Gerücht zufolge, seinen Kompagnon ruiniert, ausgebootet und die Firma an sich gerissen haben. Auch darüber spricht man mit Achtung. Doppelfirmen in der kapitalistischen Welt haben oft dieses

mit Bündeln und Paketen und bewegt sich auf die spanisch-portugiesische Grenze zu, die Olivera nach knapp drei Stunden Fahrt erreicht. Die Grenzer auf beiden Seiten, portugiesische wie spanische, kennen Señor Olivera und grüßen ihn in bester Laune. Sie wissen: Er hat immer etwas für sie im Wagen, Zigaretten, Whisky und Schokolade, und auf den Lippen einen scherzhaften Zuruf. „Halloh, Señor Olivera! Sie bringen gutes Wetter mit!“ rufen sie, und „Kann passieren“, sagen die Sergeanten auf beiden Seiten mit den typischen kurzen Handbewegungen, die zur Weiterfahrt auffordern. Selten werfen sie einen Blick ins Innere des Wagens oder auf die Papiere Oliveras.

Dieser portugiesische Kaufmann versteht es, sich überall, wo er hinkommt, Freunde zu machen.

■

Der Botschaftsattaché Hoffmann in der deutschen Botschaft in Lissabon wird nach dem Untergang der „San Severino" nach Berlin zurückgerufen. Er hat ausgespielt. Sein Nachfolger wird der Botschaftsrat Otto Krause aus der deutschen Botschaft in Sevilla, ein fähiger junger Mann, dem man als Gehilfen einen gewissen Konrad mitgibt. Beide sind Gestapoleute mit Diplomatenpässen; sie sollen herausbekommen, was dem unfähigen Hoffmann nicht gelungen ist: Wer die Roten in Lissabon sind, die die „San Severino" gesprengt haben.
In seinem Arbeitszimmer in der Botschaft sagt Resident Krause in seiner bekannten sachlichen Art zu Konrad:
„Drei Gesichtspunkte. Erstens. Drohung der Zentrale, uns alle mattzusetzen, falls es uns nicht gelingt, das Attentat auf die ‚San Severino' aufzuklären. Zweitens. Diese drei Fotos der vermißten Besatzungsmitglieder deutscher Nationalität, die am Abend der Explosion Landurlaub hatten und sich bis heute nicht wieder meldeten. Sicher verstecken sie sich in Lissabon. Die Fotos nebst Unterlagen stammen aus Berlin. Hans Richter. Sein Bruder ist KPD-Funktionär und befindet sich in ‚Schutzhaft'. Kurt Singer. In der ‚Roten Hilfe' tätig gewesen. Paul Schreiber. Vater war SPD und sitzt im Zuchthaus wegen illegalen Waffenbesitzes. So geht es weiter. Das haben wir davon, daß wir solche roten Lumpen frei herumlaufen lassen und sie weiter als Seeleute anmustern dürfen. Aber ich habe eine entsprechende Empfehlung an die Zentrale gegeben. In Zukunft wird man in der Heimat die Zügel noch fester anziehen. In Sevilla hat man alle Kommunisten erschossen, weil sie alle Saboteure sind. Wie richtig das war, sehen wir jetzt. Drittens. Die Funküberwachung in Lissabon berichtet von Funksprüchen, die seit einiger Zeit in dieser Stadt ausgestrahlt werden. Salazars Sicherheitsdienst ist aber außerstande, den Sender zu lokalisieren. Wenige Sekunden nach der Explosion im Hafen wurde folgender Spruch aufgefangen: ‚Sendung Sardinen angekommen'. Das ist die rote Organisation, die das Attentat durchführte. Im allgemeinen scheint in diesen geheimen Sendungen das Motiv der Sardinen eine große Rolle zu spielen. Sie bemühen sich, den Anschein zu erwecken, als ob es um geschäftliche Mitteilungen von Sardinenhändlern geht. Aber der Spruch wenige Sekunden nach der Explosion entlarvt sie. Ich fasse zusammen. Die ‚San Severino' wurde von dieser Gruppe deutscher Kommunisten gesprengt, die zur Schiffsbesatzung gehören, oder von portugiesischen Kommunisten, die von diesen drei Vaterlandsverrätern Hinweise erhalten haben. Auf jeden Fall werden sich die drei noch in Lissabon verbergen. Vielleicht haben sie Verbindung zu echten portugiesischen Sardinenhändlern oder als Sardinenhändler getarnten portugiesischen Kommunisten und werden entweder auf dem Seeweg mit Hilfe von Sardinenfischern oder auf



dem Landweg mit Hilfe von Sardinenhändlern aus Lissabon zu entkommen versuchen. Die portugiesische Küstenwache ist unterrichtet und läßt kein Schiff oder Fischerboot undurchsucht. Unsere nächste Aufgabe wird es sein, uns sämtliche Sardinenhändler in Lissabon etwas genauer anzusehen. Einer von ihnen steht mit diesen Schuften in Verbindung. Die Fotos der drei Verbrecher werden vervielfältigt und an die deutschen Dienststellen in Sevilla und Burgos weitergeleitet. An die Arbeit!"

■

Immer, wenn Oliviera in Sevilla ist und in seiner Filiale nach dem Rechten sieht, besucht er in dem schönen alten Palazzo seine beiden Freunde, den franquistischen General Queipo de Llano und seinen Adjutanten Ricardo. De Llano hat viele Freunde in den Stäben, und für Leute, die seine Sympathie und sein Vertrauen haben, vermittelt er ab und zu Heereslieferungen, und er hat dann gegen ein kleines Gegengeschenk keine Einwände. Oliviera hat vor Jahren in einem Lokal von zweifelhaftem Ruf den General uneigennützig aus einer peinlichen Situation befreit, und daher rührt ihre Bekanntschaft. Diesmal verfolgt Oliviera mit seinem Besuch bei dem alten General eine besondere Absicht. Er will die Lastwagen Rossis mit Gewinn weiterverkaufen, wobei er als erfahrener Geschäftsmann klug genug ist, nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen. Er wartet ab, wie sich das Gespräch entwickeln wird. Natürlich hat er für den General echte Brasil-Zigarren mitgebracht und für Ricardo französisches Parfüm, denn Ricardo ist ein junger Mann, der oftmals in die Verlegenheit kommt, seinen Freundinnen mehr bieten zu müssen als sich selbst. „Amigo", krächzt der alte General, der Oliviera entgegen gegangen ist und ihm schon an der Tür das Päckchen mit den Zigarren abnimmt, „eine Freude, dich zu sehen, alter Knabe. Bloß versuche nicht, mit meiner Hilfe unseren braven Muros deine stinkenden Sardinen und deinen Cayenne-Pfeffer anzudrehen. Diesmal wird es ernst. Wir brauchen Waffen, Panzer, Lastautos."

Oliviera spitzt die Ohren. Das gefällt ihm. „Mein lieber General", sagt er, „ich bin nicht Krupp, aber ich bin Geschäftsmann. Einige LKW könnte ich schon auftreiben."

„So?" wundert sich De Llano, aber dann lacht er gönnerhaft: „Du bist ein Prachtkerl, Amigo. Aber ich hätte es wissen sollen. Wo es nach Geld und Geschäften riecht, bist du auch nicht weit. Also, was ist? Was kannst du liefern?"

„Sechs Fiat-Fünftonner", sagt Oliviera gut gelaunt. „Sie sind eigentlich für mein Geschäft bestimmt, aber ich gebe sie Ihnen. Aus Freundschaft. Sie stehen im Hafen von Lissabon, in einem alten Lagerschuppen. Aber wie wollt Ihr sie abholen? Ihr habt in Sevilla alle Kommunisten erschossen und viele davon waren Kraftfahrer?"

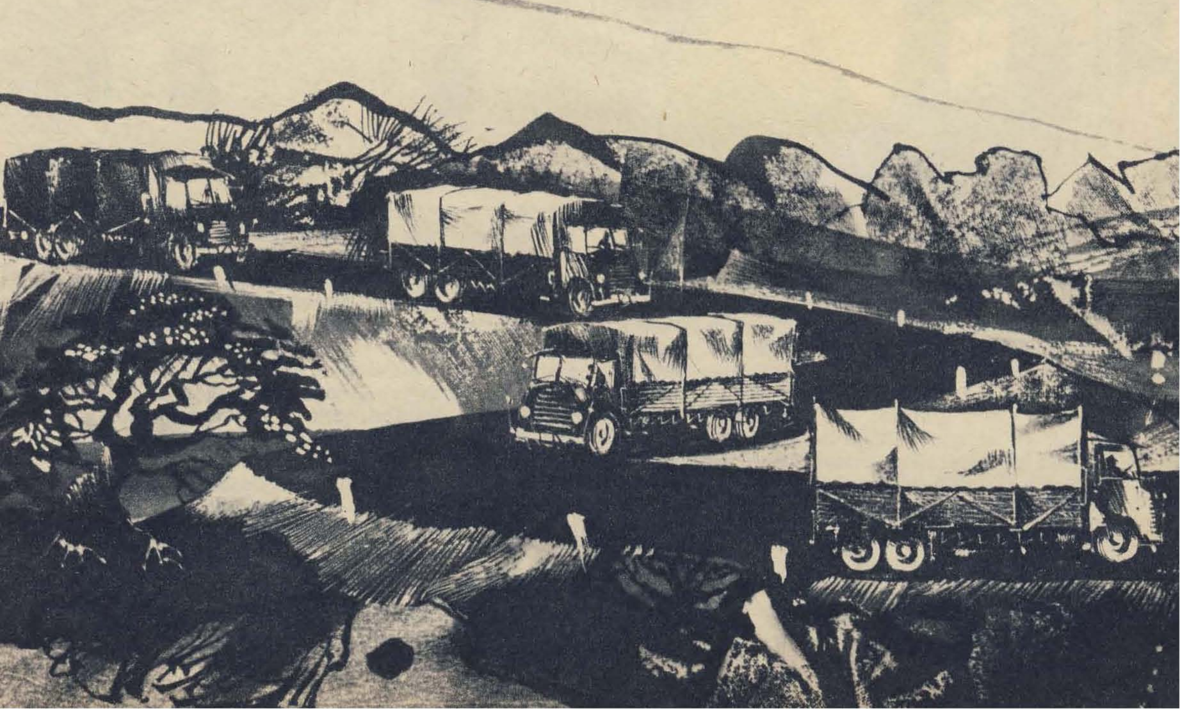
„Dann besorgst du eben Kraftfahrer in Lissabon. Du engagierst sie für Toledo via Sevilla. Sie werden gut bezahlt, und die Straßen sind sicher. Sage ihnen das. Was soll die Sache kosten?"

„6000 Dollar für jeden Wagen, hundert für jeden Fahrer und 20 000 Büchsen Sardinen. In zehn Tagen werden die Wagen in Toledo sein."

„Räuber", krächzt der alte General vergnügt. „Wenn du noch einmal versuchst, deine Sardinen bei mir loszuwerden, lasse ich dich erschießen. Friß deine Sardinen selber. Für die Lastwagen zahle ich den geforderten Preis, aber die Chauffeure kriegen jeder nur 50 Dollar, und du sollst 1000 Dollar Vermittlungsgebühr haben. Mehr zahle ich nicht."

„Gut. Ich liefere pünktlich. Und für Sie einen Fiat-Topolino dazu."

Der General reibt sich vergnügt die Hände: „Den kann Ricardo haben. Sonst einverstanden. Ricardo erwartet dich an der Grenze mit Pas-



sierscheinen für deine Kraftfahrer. Den Scheck bekommst du von mir hier in Sevilla, aber nur unter der Bedingung, daß in dem Fiat-Topolino 500 Brasil-Zigarren und ein Säckchen Kaffee sind. Hast du verstanden, alter Bandit? Ja, noch etwas. Ich gebe dir ein Fäßchen Mancanilla mit, den bringst du in Lissabon meinem Freund Otto Krause in der deutschen Botschaft. Wir kennen uns noch aus der Zeit in Sevilla."

Vom Hause des Generals fährt Oliviera wieder in seine Filiale. Die Route nach Toledo wird ausgearbeitet, das Datum des Tages bestimmt, an dem die Wagenkolonne die Gebirgsstadt Cazalla erreichen wird. Ein verschlüsselter Funkspruch geht an die Nachrichtenabteilung der republikanischen Armee.

Aber es fehlt noch ein Steinchen im Mosaik Olivieras. Er wartet, seinen Grundsätzen getreu. Noch hat er einige Tage Zeit, und die portugiesischen Genossen sind sicherlich in der Zwischenzeit auch nicht untätig. Aber da kommt ihm der Zufall unverhofft zu Hilfe. Ricardo nämlich, der Freund, gesteht Oliviera abends im Tingeltangel für Offiziere, daß er sich im Falle eines Sieges der Republikaner eine Kugel in den Kopf jagen werde, ganz einfach.

„Das ist doch purer Unsinn, Ricardo", sagt Oliviera. „Denk' an die vielen schönen Mädchen, die du noch nicht kennengelernt hast. Besser wäre es, du besorgst dir für alle Fälle den Paß eines lateinamerikanischen Staates."

„Und wo soll ich das Geld dafür hernehmen?"

„Da mach' dir keine Sorgen, das Geld habe ich. Schließlich sind wir gute Freunde. Hast du nicht irgendeinen Bekannten in den Botschaften?"

Ricardo überlegt.

„Es gibt nur einen, mit dem ich gut bekannt bin: Ein Südamerikaner, ein mit allen Wassern gewaschener Konsulatsangestellter. Verzeih, Amigo, aber ich werde dir den Namen nicht preisgeben können."

Oliviera winkt großzügig ab. „Aber das ist doch unwichtig, Ricardo. Rede mit ihm. Vielleicht kann er noch mehr Pässe besorgen, Blanko-Pässe, in die wir nur Namen und Bilder einzufügen brauchen. Diese Herren brauchen immer Geld. Paß auf, wir machen ein Geschäft, fifty fifty. Wenn General Franco siegt, verkaufen wir die Pässe an die Roten, sie werden großzügig zahlen. Siegen aber die Roten, verkaufen wir die Pässe an General Francos Offiziere, den Gewinn teilen wir uns. Sagen wir: Fünf Blanko-Pässe und einen fertig ausgestellten für dich, sechs Pässe. Na? Was sagst du dazu? Wann kannst du die Pässe besorgen? Ich nehme sie in Verwahrung für uns beide."

„Miguel", ruft Ricardo begeistert, „du kannst wirklich aus Dreck Geld machen, wie man von dir behauptet. Bleib noch einen Tag in Sevilla, vielleicht geht alles ganz schnell."

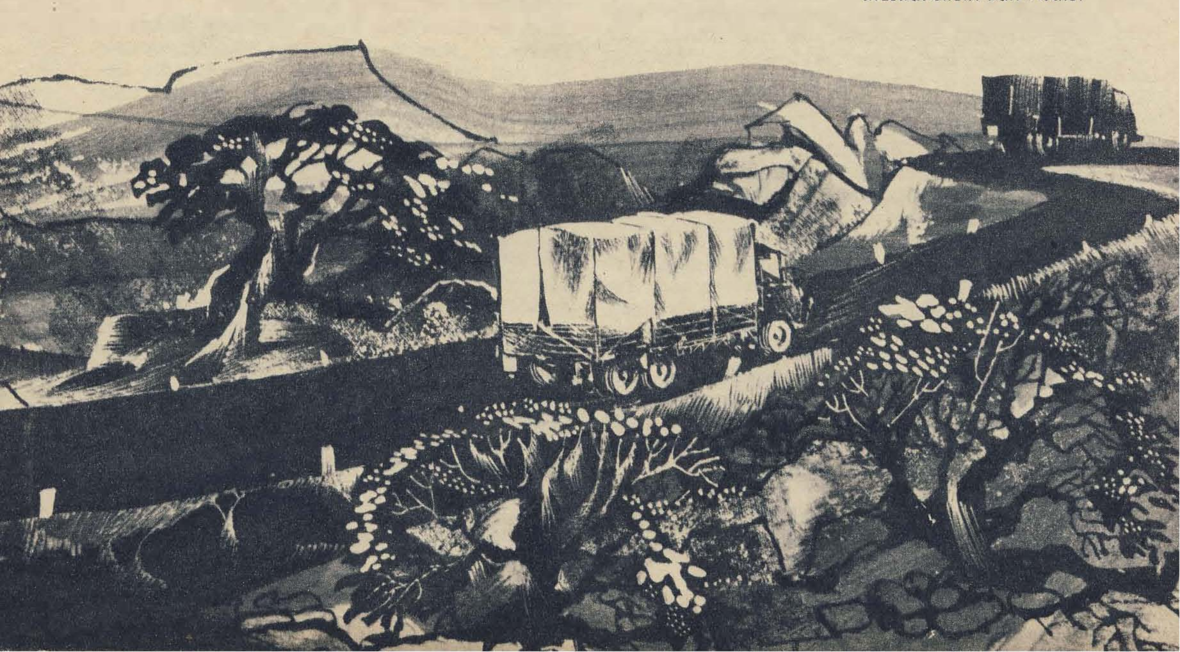
■

„Hast du ihn gesehen?" fragt Otto Krause seinen Mitarbeiter Konrad. „Diesen Herrn Oliviera, der mir aus Sevilla das Fäßchen Wein mitbrachte? Er steht auf unserer Liste. Das ist ja ein Indianer, ein Halbblut!

Rassenschande einer deutschen Frau mit einem Brasilianer, dessen Großvater noch im Urwald gehockt hat! Und so was ist befreundet mit dem General Queipo De Llano. Sardinenhändler ist er außerdem. Wir müssen sofort unsere Leute in Sevilla benachrichtigen. Eine schöne Gelegenheit für unsern alten Fritz, sich Lorbeeren zu verdienen."

Eine Woche später setzt sich Olivieras Wagenkolonne in Bewegung, in Richtung zur portugiesisch-spanischen Grenze. Drei der sechs Kraftfahrer stammen aus dem Haus am Monte Do Castello, es sind deutsche Antifaschisten von der „San Severino", die die Auslieferung der Nazi-Waffen an Franco verhinderten. Drei der Fahrer sind portugiesische Kommunisten.

Illustrationen: Karl Fischer



Sie sind alle im Besitz vollgültiger Pässe, die sie als Bürger Nicaraguas ausweisen. An der Spitze der Kolonne fährt im Fiat-Topolino Oliviera selbst.
Ricardo steht an der Grenze und umarmt den Freund. Die Passierscheine werden an die Fahrer verteilt, sie sind vom Stab der franquistischen Südarmee abgestempelt. Kurz vor Sevilla biegen die sechs Lastwagen nach Norden ab. Dem erstaunten Ricardo erklärt Oliviera:
„Sie fahren in Richtung Toledo voraus. Ich habe das so angeordnet. Wir treffen uns kurz vor Cazalla, wo sie am Gebirgseingang auf mich warten. Ich wollte die roten Untergrund-Banditen von Sevilla nicht auf diese Wagenlieferung aufmerksam machen, damit nicht eine der Brücken auf dem Weg nach Toledo unter unseren Rädern zusammenbricht. Nur brauche ich jetzt einen PKW bis Cazalla, denn den Fiat-Topolino sollst du ja bekommen. Aber erst muß ich bei deinem Chef den Scheck abholen. In Cazalla steige ich in die Lastwagen um. Vielleicht hast du dann Lust, mich nach Cazalla zu bringen?"
In Wirklichkeit möchte Oliviera die Nähe der Gestapo von Sevilla vermeiden, deren „Tüchtigkeit" bei der Erschießung der Kraftfahrer dieser Stadt eine so düstere Rolle spielte. Schließlich hat er Hans Richter, Paul Schreiber und Kurt Singer von der „San Severino" und die portugiesischen Genossen nicht bis hierher gebracht, um sie dem „alten Fritzen", wie der Resident in Sevilla Friedrich Edelmann von Freunden und Feinden wegen seiner großen glotzenden Augen und seiner scharf geknickten Nase genannt wird, zum Fraß vorzuwerfen.
Und wie berechtigt ist seine Vorsicht! In Sevilla, im Arbeitszimmer des fröhlich krächzenden Generals, empfängt ihn neben einem Scheck der „alte Fritz", Obersturmbannführer Friedrich Edelmann von der deutschen Botschaft, der den General vor Oliviera warnen wollte, auf Grund von Informationen aus Lissabon.
„Sehen Sie, Herr Obersturmbannführer", sagt der General und reibt sich die Hände, „ich sagte doch, daß unser Oliviera zuverlässig ist und pünktlich wie eine Uhr. Ricardo hat die sechs Lastwagen gesehen, und der Fiat-Topolino steht unten. Es ist alles in Ordnung. Nur vor seinen Ölsardinen muß man sich hüten, das ist die einzige negative Seite unseres Freundes. Also, Sie brauchen einen Wagen nach Cazalla. Kein Problem."
Der Gestapomann mischt sich ein.
„Wenn Sie einverstanden sind, nehme ich Herrn Oliviera mit, ich muß sowieso nach Toledo. Sie können dann in Cazalla umsteigen, falls Sie es nicht vorziehen, in meinem bequemen PKW weiterzufahren."
Oliviera betrachtet eine Sekunde lang aufmerksam den Gestapo-Offizier. Dann sagt er: „Gern. Ich nehme Ihr Angebot an. Es wird mir eine Ehre sein, mit Ihnen fahren zu dürfen, Herr Obersturmbannführer."
Der große geräumige Mercedes rollt auf die Landstraße hinaus, von einem Kraftfahrer der deutschen Botschaft gesteuert. Während der Fahrt versucht Edelmann immer wieder, Oliviera ins Gespräch zu ziehen und ihm verfängliche Fragen zu stellen, aber Oliviera macht einen völlig harmlosen Eindruck. Schließlich, nach anderthalb Stunden Fahrt, kreist der Mercedes die Serpentinen hinauf, die zur Gebirgsstadt Cazalla führen. Hinter einer Wegbiegung stehen wartend die sechs funkelnagelneuen Fünftonner.
„Gefallen Ihnen meine Wagen?" fragt Oliviera. Sie fahren langsam an der Kolonne vorbei. Die Gesichter der Chauffeure in den Wagenkabinen kommen Edelmann bekannt vor, er überlegt, wo er sie schon gesehen hat.
Plötzlich wird ihm alles klar, er zieht seine Pistole und richtet sie auf Oliviera.
„So, und nun ist Ihr Spiel zu Ende. Sie handeln nur zum Schein mit Ölsardinen. Geben Sie der Kolonne ein Zeichen, uns zu folgen, in Toledo sprechen wir weiter. Beim kleinsten Versuch, die Straße zu verlassen, knalle ich Sie nieder." Die Kolonne setzt sich in Bewegung. An der Spitze fährt der schwarze Mercedes.
Aber schon hinter der nächsten Wegbiegung werden sie angehalten, von einigen Panzerspähwagen, die hier die Straße sperren. Ein franquistischer Offizier geht auf Edelmanns Wagen zu.
„Straßenkontrolle. Bitte Ihre Papiere, meine Herren."
Oliviera lächelt. Er kennt den Franco-Offizier. Es ist Oberst Rivera von der Nachrichtenabteilung der Republikanischen Armee.
„Ich habe einen roten Spion gefangen", sagt Edelmann näselnd, seiner Sache sicher, während Rivera die Papiere des Gestapomannes im Diplomatenstatus durchsieht. „Auch die Kraftfahrer sind rote Diversanten, sie haben die ‚San Severino' in die Luft gesprengt und versuchen jetzt, sich auf dem Landweg durchzuschlagen."
Ruhig erwidert Rivera: „Ihre Waffe, Herr Obersturmbannführer Edelmann."
Nach der freudigen Begrüßung sagt Rivera zu Oliviera: „Hier sind deutsche Maschinenpistolen und franquistische Uniformen für die Genossen. Wir werden wieder in rückwärtiger Richtung durchbrechen."
So geschieht es. Sechs Lastwagen der Kollektion Rossi rollen in Kolonne zurück in Richtung Sevilla, biegen dann plötzlich scharf in einen Wald hinein.
„Und was habt Ihr mit mir vor?" fragt Oliviera den neben ihm sitzenden Rivera.
„Ganz einfach. Du bist in unsere Gefangenschaft geraten. Die republikanischen Behörden weisen dich als portugiesischen Kaufmann nach Paris aus. In Paris erholst du dich ein paar Tage. Wenn wir feststellen, daß hier alles klar ist und auch in Lissabon diese Geschichte geglaubt wird, kommst du wieder zurück und machst weiter Geschäfte mit Ölsardinen."
Beide lachen.



„Da kann man als echter Kubaner nur sagen: Zucker!“

Für AR gezeichnet von Genossen Wilson, Havanna

Siebzigmeilenstiefel

Schiffe und Boote, die sich durch Tragflügel gestützt auf der Wasseroberfläche fortbewegen, sind an sich nichts Neues mehr in der modernen Technik. Seit Jahren fahren auf den Strömen der Sowjetunion Tragflügel-Fahrgastschiffe mit hohen Geschwindigkeiten. Boote unserer Grenztruppen und der Wasserschutzpolizei flitzen ebenfalls auf Tragflügeln über die Binnengewässer.

Anders sieht es im Kriegsschiffbau aus. Hier sind die TF-Schiffe noch nicht so verbreitet. Aus der Sowjetunion ist bekannt, daß diese neue Schiffs- und Bootsgattung als U-Abwehrschiff und Grenzschutzboot eingesetzt wird. Auch in den USA und in Kanada arbeitet man angestrengt am Bau solcher U-Abwehrschiffe. Vor etwa einem Jahr unternahm das kanadische Versuchsschiff FHE 400 seine Probefahrt. 50 kn soll die Geschwindigkeit betragen haben, das sind, auf Landverhältnisse umgerechnet, 92 km/h. 60 kn ist das Ziel der Konstrukteure. Von den sowjetischen Grenzschutzbooten ist bekannt, daß sie eine Höchstgeschwindigkeit von über 60 kn erreichen.

Immerhin verflossen fast 30 Jahre vom ersten Projekt bis zum einsatzfähigen TF-Kampfschiff.

Im Frühjahr 1937 erregte im Kommando der polnischen Marine das Projekt einer kleinen deutschen Binnenwerft einiges Aufsehen. In einer Offerte, die dem Kommando durch Vermittlung der Technischen Handelsgesellschaft Polski Diesel vorgelegt worden war, erbot sich die Gebrüder-Sachsenberg-AG aus Dessau-Roßlau, für die polnische Flotte in Jahresfrist 15-t-Torpedoschnellboote zu liefern, die, auf Unterwasser-Tragflügeln gleitend, bei einer Motorenleistung von 700 bis 800 PS, Geschwindigkeiten um 40,5 kn (= 75 km/h) erreichen sollten.

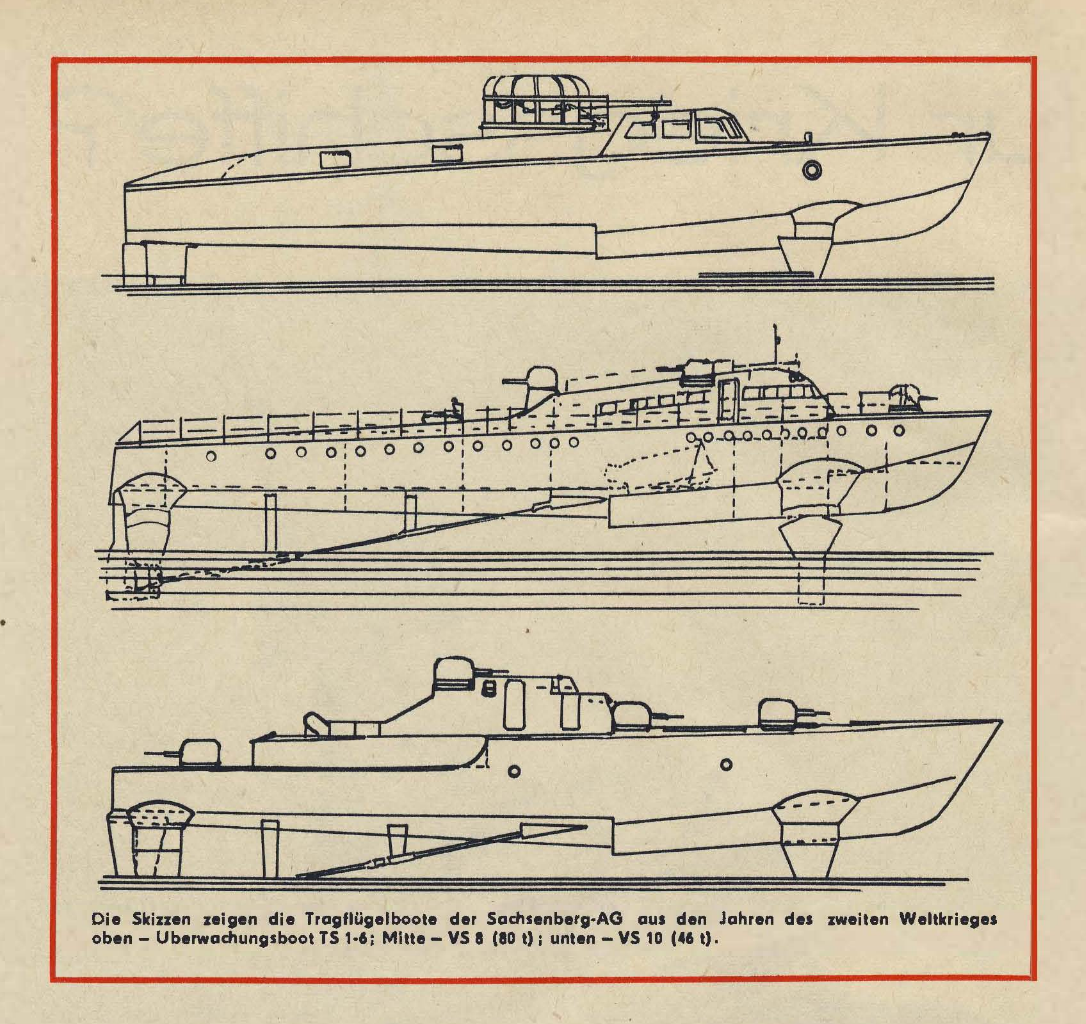
Gewiß, den Fachleuten war bekannt, daß der Italiener Enrico Forlanini bereits 1898 vorschlug, Wasserfahrzeuge mit etagenförmigen Tragflügeln zu bauen. Auch aus anderen Ländern lagen Meldungen über ähnliche Versuche vor, die jedoch alle nicht über das Experimentalstadium hinausgingen. Erst in den dreißiger Jahren stellten die sowjetischen Wissenschaftler Keldisch und Lawrentjew die „Theorie über die Bewegung in der Nähe freier Oberflächen“ auf. Ähnliche Arbeiten fertigten Kot-



Mit über 60 kn in der Stunde jagen diese Grenzschutzboote auf ihren Tragflügeln über die Wellen. Ihre Seetüchtigkeit liegt in den Werten konventioneller Schnellboote, aber bei weit höherer Geschwindigkeit.

für Kriegsschiffe?





Die Skizzen zeigen die Tragflügelboote der Sachsenberg-AG aus den Jahren des zweiten Weltkrieges oben – Uberwachungsboot TS 1-6; Mitte – VS 8 (80 t); unten – VS 10 (46 t).

schin und Wladimirow an. Mit diesen Arbeiten wurde den Schiffbauern die Grundlage für theoretische Berechnungen von Booten gegeben, die sich aus dem nassen Element herausheben konnten. Theorie und Praxis bestätigten, daß Tragflügelboote einen wesentlich geringeren Widerstand bei hohen Geschwindigkeiten im Vergleich zu Verdrängungs- und Gleitbooten zu überwinden haben. Es bestätigte sich auch, daß es möglich ist, höhere Geschwindigkeiten unter Beibehaltung der Masse des Bootskörpers und der gleichbleibenden bzw. geringeren Leistung der Antriebsanlage zu erreichen. Aber alle seinerzeit bekannten praktischen Erprobungen waren nur mit einzelnen Versuchsfahrzeugen in der Größenordnung kleiner Sportboote vorgenommen worden. Sollten die Forschungen in Dessau damals schon einen solchen Stand erreicht haben, der den Übergang zum serienmäßig gefertigten, einsatzbereiten, seetüchtigen Tragflügel-Kampfboot gestattete? Da die polnische Marineführung zu der Überzeugung gelangte, daß die Voraussetzungen dafür noch nicht gegeben waren, nahm sie Abstand von einer Bestellung. Seit 1927 arbeitete Hanns von Schertel an den physikalischen Grundlagen seines Tragflügelsystems. 1936 gründete er gemeinsam mit Gotthard Sachsenberg ein „Schnellboots-Konsortium", nach dessen Patenten die Werft der Gebrüder-Sachsenberg-AG mehrere Versuchsboote baute. Kennzeichnend für die Fahrzeuge nach dem System Schertel-Sachsenberg sind zwei V-förmige Tragflügel, die, unter dem Vor- und Achterschiff angebracht, etwa zu gleichen Teilen die Masse des Bootskörpers tragen.

Auch das Oberkommando der faschistischen Kriegsmarine nahm anfangs von diesen Experimenten nur wenig Notiz. Im Sommer 1939 erteilte man, ohne die damaligen technischen Möglichkeiten zu beachten, den Auftrag zum Bau eines 100-t-Torpedoschnellbootes auf Tragflügeln, von dem wahre Wunder erwartet wurden. Doch als kurz nach Kriegsausbruch ersichtlich wurde, daß zur Fertigstellung des Bootes noch langwierige Entwicklungsarbeiten notwendig waren, wurde der Auftrag kurzerhand annulliert.

Ein weiterer Bauauftrag, etwa ein Jahr später vergeben, kam den Realitäten näher. Aber die gewünschten kurzen Lieferzeiten ließen sich auch für die kleinen tragflügelgestützten Überwachungsboote TS 1 bis 6, die vor der Küste des besetzten Norwegens patroullieren sollten, nicht einhalten. Bei der Erprobung zeigte es sich, daß noch mancherlei „Kinderkrankheiten" zu überwinden waren.
Mit verbesserten Tragflügelsätzen war das als Küsten-Minenleger projektierte Boot VS 6 ausgestattet. Sein „Einsatz" beschränkte sich jedoch ebenfalls nur auf Probefahrten, die teilweise bei mittlerem Seegang stattfanden.
1941 wurde von seiten des Heeres der Ruf nach einer maritimen „Wunderwaffe" laut. Rommels Afrikakorps litt unter Nachschubsorgen. Wenn schon einmal einige wenige Panzer neuer Produktion nicht an die deutsch-sowjetische Front geschickt wurden, sondern zum Einsatz in Nordafrika vorgesehen waren, gingen sie mit den Transportschiffen, die während der Überfahrt im Mittelmeer häufig von den Alliierten versenkt wurden, verloren. Der General der Pioniere, Schell, forderte darum von der Sachsenberg-Werft, daß sie den Typ eines großen Tragflügelbootes entwickele, das zum schnellen Seetransport eines Panzers geeignet sei. Das Hauptamt für Kriegsschiffbau sanktionierte nachträglich diesen Auftrag, wenn auch nicht ohne Zähneknirschen, da für das Projekt einige der so kostbaren Schnellbootsmotoren zweckentfremdet verwendet wurden.
Das 1943 fertiggestellte 30 m lange 80-t-Versuchsboot des Typs VS 8, das den Namen „Schell I" erhielt, war das größte der während des Krieges gebauten Tragflügelboote. Es strandete im September 1944 bei einer Probefahrt in der Ostsee.
Das tragflügelgestützte 46-t-Torpedoschnellboot VS 10, das bei 6 000 PS 60 kn laufen sollte, wurde einen Tag vor dem geplanten Stapellauf durch Bombenvolltreffer vernichtet.
Neben den Versuchen mit Tragflügelbooten nach dem System Schertel-Sachsenberg vergab die faschistische Kriegsmarine weitere Entwicklungsaufträge an Professor Tietjens[1], bei dessen Konstruktionen die Masse des Bootskörpers überwiegend auf dem etwa in Schiffsmitte angebrachten Haupttragflügel, ruhte, während die kleine Stützfläche am Heck wie eine Art Höhenruder wirkte. Tietjens experimentierte 1940 mit einem von der Vertens-Werft gebauten ferngelenkten Tragflügel-Torpedo, der, mit einem Düsenantrieb versehen, eine Geschwindigkeit von fast 65 kn erreichte. Später wurden zwei Varianten des Tragflügelbootes VS 7 nach dem System Tietjens gebaut.
So sehr die Faschisten in den Kriegsjahren die Entwicklung ihrer „Wunderwaffen" auch forcierten – zu einem Fronteinsatz irgendeines dieser Tragflügelboote ist es nicht gekommen. Utopische Wundervorstellungen und hektische Eile waren kein Nährboden für die systematische Forschungsarbeit. Den USA blieb es vorbehalten, ihr Entwicklungsprogramm nach dem Krieg in einer ähnlichen Atmosphäre fortzusetzen. Pläne für übergroße Tragflügelschiffe mit Geschwindigkeiten bis zu 200 kn kennzeichneten die „Dynamic"-Projekte der Grumman Aircraft Corporation. Jedoch sind TF-Schiffe dieser Größenordnung längst von Fachleuten zu Phantasieprodukten erklärt worden.
Die Möglichkeiten zum militärischen Einsatz von Tragflügelbooten sind auf einige – wenn auch nicht unwichtige – Anwendungsbereiche beschränkt. Sie eignen sich vor allem als schnelle U-Jäger, als Torpedo- oder Raketenträger, auch als Minenleger sowie als Landungsfahrzeuge, wenn aus- und einfahrbare Tragflügel vorhanden sind. Hier haben sie durchaus einen Platz in den modernen Seestreitkräften zu beanspruchen.
Zwei Einsatzbereiche sind es, die dem Tragflügelschiff besondere Vorzüge einräumen: der

[1] T. experimentierte 1932–35 in den USA, dann in Deutschland.



Zur Erforschung neuer U-Abwehrmethoden dient das amerikanische Experimental-Tragflügelboot „Plainview". Seine Wasserverdrängung soll 282 ts betragen. Die Tragflügel sind hydraulisch ein- und austauchbar. Das Boot ist aus Aluminium, die Tragflügel sind aus hochfestem Sonderstahl gefertigt.

Patrouillen- und Grenzschutzdienst und die U-Boot-Abwehr.

Im Grenzdienst – hauptsächlich bei der Überwachung langer Seegrenzen, wie sie die Sowjetunion besitzt – kommen die Tragflügelwachboote wegen ihrer hohen Geschwindigkeit voll zur Geltung. Hinzu kommt ihre relativ hohe Seetüchtigkeit, denn bei Tragflügelbooten wird durch das Austauchen des Bootskörpers der Einfluß des Seegangs auf die Geschwindigkeit wesentlich verringert. Erst ab See vier bis fünf sinkt die Geschwindigkeit infolge des erhöhten Widerstandes durch Wellenberührung und Stampftauchungen des Bootes merklich ab. Erreicht ein Tragflügelboot bei Seegang fünf noch etwa 65 kn, so vermindert sich seine Geschwindigkeit bei Seegang sieben um etwa 10 kn. Trotzdem ist ihre Geschwindigkeit weitaus größer als die der Verdrängungs- und Gleitboote.

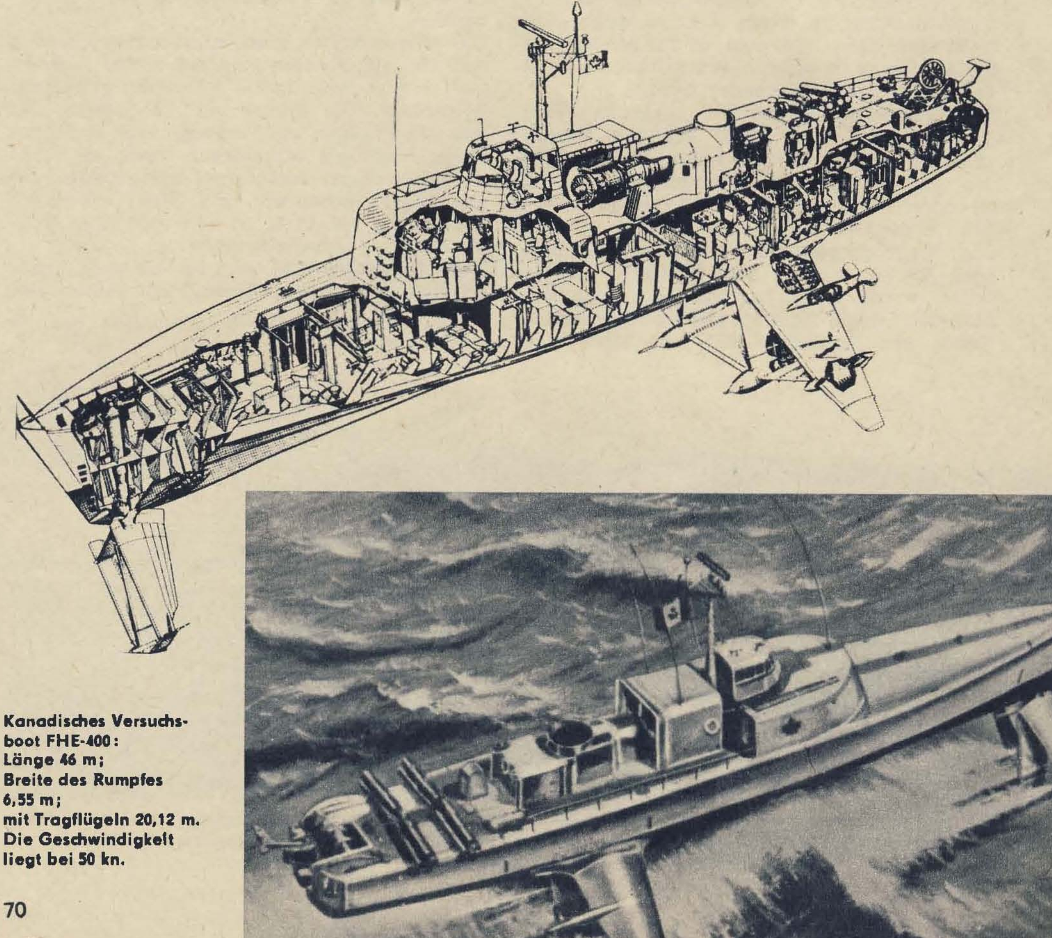
Somit ergänzen die TF-Boote im Grenzdienst nicht nur die anderen Kräfte und Mittel der maritimen Grenzsicherung, sondern steigern auch die Dichte der Überwachung der Seegrenzen beachtlich.

Die bekannten sowjetischen TF-Boote sind als Bugtragflügeltyp ausgelegt. Dieses Konstruktionsmerkmal entspricht einerseits einem taktisch-technisch-ökonomischen Optimum und andererseits dem Bestreben nach geringen Abmessungen und einer kleinen Silhouette. Die Bewaffnung ist dem Einsatz angepaßt – vollautomatische leichte Maschinenkanonen, keine Torpedos.

Die Idee, Tragflügelboote als U-Abwehrmittel einzusetzen, ergab sich logisch aus der ständig zunehmenden Unterwassergeschwindigkeit moderner U-Boote. Das TF-Boot schließt eine Lücke in der Abwehr von Unterwassereinheiten, die zwischen dem Hubschrauber (oder Flugzeug) – mit hoher Geschwindigkeit, aber geringer Tragfähigkeit – und dem Überwasserschiff – geringe Geschwindigkeit und hohe Tragfähigkeit – liegt. Das TF-Schiff ist sehr schnell und kann auch viele Abwehrmittel tragen. Auch die Einsatzdauer ist weit größer als die eines fliegenden U-Abwehrmittels.

Die gegenwärtig bekannten Tragflügelschiffe und -boote sind ein Anfang in der Einführung dieser neuen Technik. Keinesfalls aber sind sie Ausnahmeerscheinungen. Die nahe Zukunft wird zeigen, daß Schnellboote, schnelle Minenleger und weitere Varianten von Patrouillen- und Grenzschutzbooten mit Unterwassertragflügeln die Wellen der Meere pflügen werden.

Günter Donath



Kanadisches Versuchsboot FHE-400: Länge 46 m; Breite des Rumpfes 6,55 m; mit Tragflügeln 20,12 m. Die Geschwindigkeit liegt bei 50 kn.

Die Laufbahn der des OB

„Die kommen von der Reise, / Man siehts an ihrer wunderlichen Weise. / Sie sind nicht eine Stunde hier.“ / „Wahrhaftig, du hast recht! / Mein Leipzig lob ich mir! / Es ist ein Klein-Paris / und bildet seine Leute.“

(„Faust“ I, Auerbachs Keller)

Ob man die halbe Stunde Bahnfahrt von Halle nach Leipzig als Reise anerkennt, mag Ansichtssache sein und bleiben. Wunderlich sahen sie jedenfalls nicht aus, und an Paris haben sie ganz sicher auch nicht gedacht. Aber gebildet hat sie auch diese Reise.

Ich rede von einer 20köpfigen Gruppe 18- bis 20jähriger Burschen, pardon: junger Männer, die da das Dimitroff-Museum im ehemaligen Reichsgericht besichtigten. Der stellvertretende Museumsdirektor höchstpersönlich führte sie durch die Ausstellungsräume und in den Gerichtssaal, dessen Prunk und Pracht darauf berechnet waren, daß sich der Angeklagte „als ein Würstchen“ fühlen sollte.

Interessiert betrachteten die 20 jungen Männer die ausgestellten Exponate. Länger verweilten sie vor der aus dem Untersuchungsgefängnis hierher geschafften Gefängniszelle Dimitroffs und auch im Gerichtssaal, wo ihnen die Originalplatte mit dem Wortduell Dimitroff contra Göring aufgelegt wurde. Besonders gefesselt wurden sie aber offenbar noch von drei anderen Exponaten: Von einem ausgehöhlten Baumstamm mit einem Gewehr darin (so war es einst von bulgarischen Revolutionären versteckt und geflößt worden); von der Waffe des persönlichen Beschützers Dimitroffs, einem Karabiner ohne Schaft („Mußte der einen Rückschlag haben!“); und drittens von der Grammatik der deutschen Sprache, die sich Dimitroff in seiner Zelle erarbeitet hatte — er mußte sich ja selbst verteidigen; aber die Grammatik hatte für ihn noch einen anderen Sinn; die Faschisten wollten ihn offenbar moralisch kleinkriegen; durch Arbeit, Arbeit und noch einmal Arbeit aber wollte er sich seine Kraft und Energie, seinen Lebenswillen und Kampfgeist erhalten.

Das besondere Interesse für die Waffen und für die Grammatik verwunderte nicht: Einmal waren es zumeist Schüler, mit beiden Beinen noch mitten in den Berufsabschluß- oder Abiturprüfungen. Und doch standen sie in Gedanken mit einem Bein schon in ihrem neuen Beruf.

„Ich danke Ihnen im Namen unseres Kollektivs der Offiziersbewerber aus Halle,“ sagte der Leiter Bodo Karatsch beim Abschied. Und der Museumsdirektor antwortete: „Ich wünsche Ihnen für Ihren so verantwortungsvollen Beruf eines Offiziers unserer Nationalen Volksarmee viel Erfolg.“

Laßt mich nur gehn, bei einem vollen Glase / Zieh ich wie einen Kinderzahn, / Den Burschen leicht die Würmer aus der Nase.

(„Faust“ I, Auerbachs Keller)

Wenn's ein Journalist auch manchmal tun muß, hier in Auerbachs Keller an diesem Tage, das heißt nach dem Besuch des Dimitroff-Museums, war es nicht nötig; denn sie berichteten fast von allein — daß sie aus erweiterten Oberschulen und aus der Berufsausbildung kämen, einige auch bereits aus dem Beruf, und daß sie alle am 1. September auf die Offiziersschule gingen; daß das Wehrkreiskommando ihr Kollektiv organisiert habe und auch — natürlich nach Einwilligung der Betreffenden — die Leitung eingesetzt habe, wonach die Aufgaben innerhalb der Leitung durch Abstimmung verteilt wurden, die des Leiters, des Parteisekretärs, des FDJ-Sekretärs, des Wandzeitungsredakteurs.

Ich muß dich nun vor allen Dingen / In lustige Gesellschaft bringen, / Damit du siehst, wie leicht sich's leben läßt. / Dem Volk hier wird jeder Tag ein Fest.

(„Faust“ I, Auerbachs Keller)

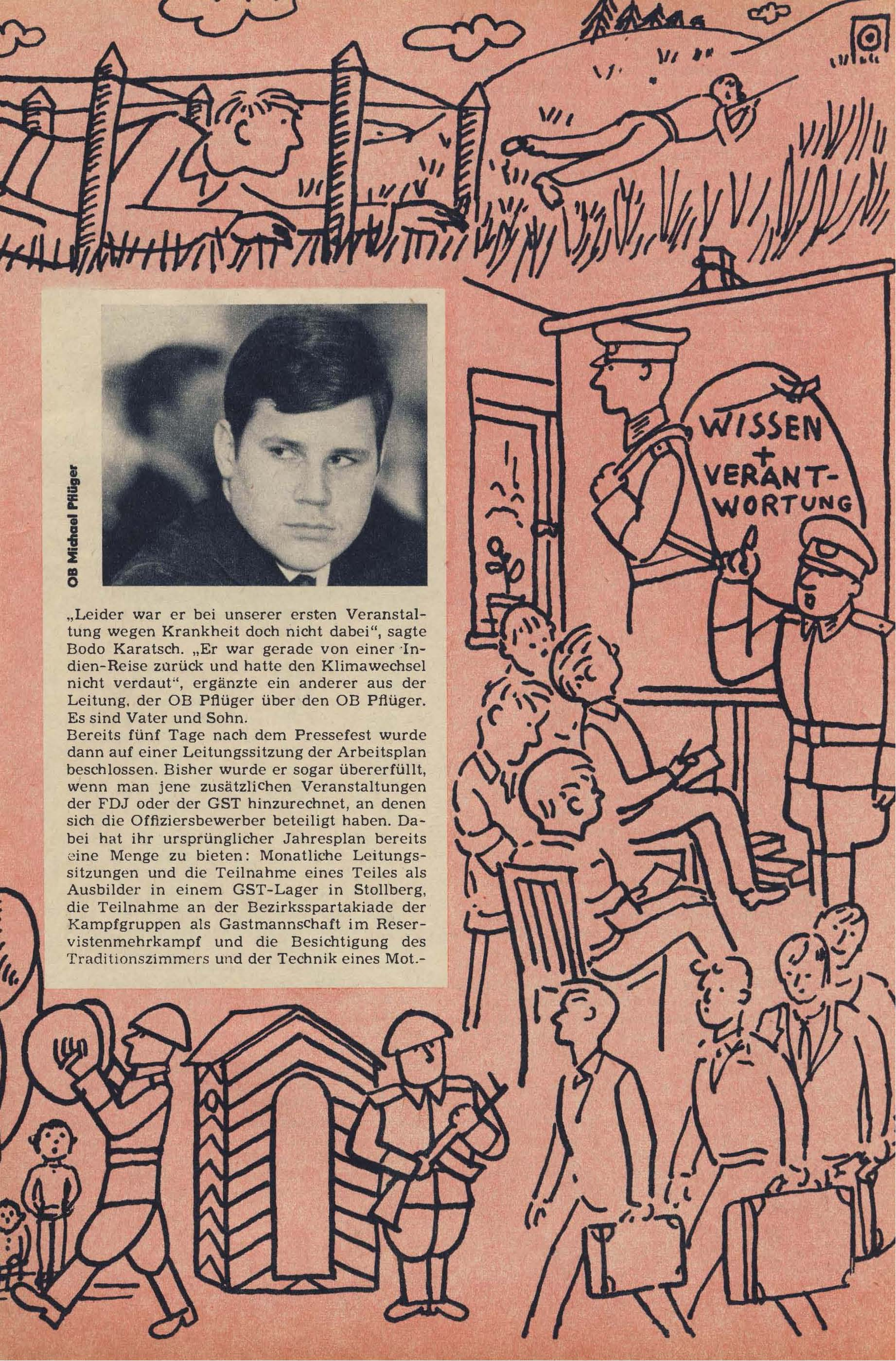
Mit den Zitaten ist es eine leidige Sache: Oft paßt die Parallele nur wie die Faust aufs Auge, das heißt mehr schlecht als recht. Eine lockere Gesellschaft wie jene, die einst der Doktor Faustus in Auerbachs Keller antraf, sind sie nicht, wohl aber eine lustige. Und wenn es der Humor ist, bei dem man trotzdem lacht — angesichts der kurz bevorstehenden Prüfungen. Aber trotz dieser Prüfungen wird ihnen jeder Tag ein Erlebnis, an dem sie sich zusammenfinden.

Das erstemal geschah es im Juni des Vorjahres. In der Chronik haben sie darüber geschrieben: „Wir, die Jugendfreunde, die aus Anlaß unserer Berufswahl ‚Offizier der NVA‘ heute durch den Oberbürgermeister empfangen wurden, wollen diesen erlebnisreichen Tag dazu nutzen, uns zu einer nützlichen Arbeitsgemeinschaft zusammenzuschließen. Dieser Tag, der 28. Juni 1969 wird uns als Gründungstag des Offiziersbewerberkollektivs der Stadt Halle in Erinnerung bleiben. Wir werden uns zu Ehren des

Zeichnung: Paul Klimpke



100. Geburtstages Lenins so auf das Studium an der Offiziersschule vorbereiten, daß wir mit guten Voraussetzungen am 1. 9. 1970 unsere Ausbildung beginnen können und als Bürger der Stadt Halle unsere Pflicht vorbildlich erfüllen." Dieser 28. Juni war zugleich der Tag des Pressefestes der „Freiheit", wo auch das „Erich-Weinert-Ensemble" auftrat. Die meisten der 1200 Zuschauer hörten und sahen während der Vorstellung wohl zum ersten Male, daß es ein Kollektiv der OB gibt und daß es zugleich ein Kollektiv des OB ist. Auf der Bühne wurde das alte Offiziersbewerberkollektiv verabschiedet und das neue feierlich gebildet, Pate aber blieb der Oberbürgermeister. Er wird aus dem Stadtsäckel, aus seinem Fonds für Wehrerziehung, zum Beispiel die geplante Fahrt ins Potsdamer Armee-Museum finanzieren. Nicht in einer Geldsumme auszudrücken ist indes seine geistige Hilfe, zum Beispiel, wenn er die Offiziersbewerber und ihre Eltern einlädt.



OB Michael Pflüger

„Leider war er bei unserer ersten Veranstaltung wegen Krankheit doch nicht dabei", sagte Bodo Karatsch. „Er war gerade von einer Indien-Reise zurück und hatte den Klimawechsel nicht verdaut", ergänzte ein anderer aus der Leitung, der OB Pflüger über den OB Pflüger. Es sind Vater und Sohn.

Bereits fünf Tage nach dem Pressefest wurde dann auf einer Leitungssitzung der Arbeitsplan beschlossen. Bisher wurde er sogar übererfüllt, wenn man jene zusätzlichen Veranstaltungen der FDJ oder der GST hinzurechnet, an denen sich die Offiziersbewerber beteiligt haben. Dabei hat ihr ursprünglicher Jahresplan bereits eine Menge zu bieten: Monatliche Leitungssitzungen und die Teilnahme eines Teiles als Ausbilder in einem GST-Lager in Stollberg, die Teilnahme an der Bezirksspartakiade der Kampfgruppen als Gastmannschaft im Reservistenmehrkampf und die Besichtigung des Traditionszimmers und der Technik eines Mot.-

Schützen-Regiments, ein Pistolenschießen bei der GST und Foren über die Militärpolitik der SED und die Tätigkeit des Nationalkomitees „Freies Deutschland“, eine Exkursion zu einer Offiziersschule und eine andere nach Leipzig ins Dimitroff-Museum und zur Iskra-Gedenkstätte, und endlich jene Abschlußfahrt ins Armee-Museum nach Potsdam.

So bereiten sich also die jungen Männer auf ihren zukünftigen Beruf vor, indem sie die Armee kennenlernen, die Militärpolitik der Arbeiterpartei studieren und die Traditionen der Arbeiterklasse in bewaffneten Kämpfen besprechen. Eine jugendlich lustige Gesellschaft wohl, aber zugleich eine sehr ernsthafte.

Jene Zecher des „Faust“ waren nur lustig und liebten es, leicht zu leben. Fast scheint das auch für unsere OB zu gelten, wenn man nämlich jenen älteren Leuten Glauben schenken würde, die da manchmal stirnrunzelnd fragen: „Was, du willst Offizier werden? Du hast wohl Angst vor der Arbeit?!“ Von den Jüngeren hört man — mit Verlaub zu sagen — derartigen Unsinn kaum. Die bereits in der Armee dienten, haben selbst kennengelernt, daß zum Offiziersberuf viel Wissen und viel Einsatzfreude gehören, daß er alles andere als ein Schongehege für Faul„tiere“ und „Esel“ ist. Und so lernen die OB aus Halle ihren Beruf auch kennen. Aber sie wollen ja gerade in der Armee arbeiten und lernen und Verantwortung tragen, politische wie militärische.

Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

(„Faust“ II)

Und dafür wollen sie auch mit der ganzen Kraft ihrer Persönlichkeit einstehn.

Dabei gab es viele Anstöße, die sie schließlich zu ihrem Berufsentschluß führten. Dem einen hat es die Fliegerei angetan, dem anderen ganz einfach das Meer, ein anderer ist von der Kraft eines Panzers fasziniert, ein vierter ist vom Reiz der Verantwortung gepackt, die der Grenzoffizier mit seinen Entscheidungen trägt, dieser lief schon als 10jähriger jeder Soldatenkolonne im Gleichschritt nach, jener hat erst vor einem Jahr sein besonderes Interesse für unsere Armee entdeckt. Fast immer aber standen irgendwo Menschen auf diesem Wege, die selbst mit dem sozialistischen Militär zu tun hatten. Hier ist es der Vater, dort ein Schwager. Bei einem zeichnet sogar die Freundin verantwortlich. Ihr Bruder, ein Offizier der Luftstreitkräfte, wurde der entscheidende Agitator.

Und schließlich kommt das Vertrautwerden mit der Armee im Kreis der OB. Es hat sehr positive Ergebnisse, sagen die Genossen des Wehrkreiskommandos Halle/Stadt. Bislang hatten es sich einige Offiziersbewerber immer noch einmal anders überlegt. 1966 waren es 10,3 Prozent, 1967 6,8 Prozent, 1968 2,5 Prozent, bei dem jetzigen Kollektiv sind es null komma null Prozent. Vor allem aber: Die jungen Genossen haben bereits klare Vorstellungen und umfangreiche Kenntnisse, wenn sie die Uniform anziehen.

Bei vielen anderen ist eher das Gegenteil zu beobachten. Was einen Mediziner erwartet, das weiß man — was ein Elektromonteur oder Elektroingenieur leisten muß — das stellt man sich ungefähr vor oder kann man unschwer erfahren. Was dagegen ein Offizier der Mot.-Schützen oder der Pioniere oder der Rückwärtigen Dienste lernt und leisten muß, weiß bislang oft noch nicht mal der Berufsberater.

Ist es da verwunderlich, wenn viele Gleichaltrige nebelhafte, was sag ich, verschrobene Vorstellungen vom Offiziersberuf haben? Ihre Ansicht auf einen Nenner gebracht und stark vereinfacht lautet: „Immer nur von morgens bis abends Kasernenmauern und immer nur gehorchen . . .“

Die Meinung meiner Gesprächspartner dazu, nicht ohne Ironie: „Die haben oft auch noch ganz komische Vorstellungen von Freiheit. Wahrscheinlich haben sie Angst, daß sie sich als Offizier auch die Haare kürzen müßten.“ Damit kein falscher Eindruck entsteht: Die OB sind im Aussehen moderne Menschen — aber auch im Denken. Und die politische Arbeit gehört für sie dabei ganz einfach dazu. Meist sind sie bereits Kandidat der Partei. Die führende Rolle der Partei haben sie als Motor ihrer eigenen Entwicklung kennengelernt, der Ratschlag des Genossen und die Hilfe der Parteigruppe hat ihnen in der FDJ und anderswo Kraft gegeben. Der Marxismus-Leninismus läßt sie die Welt klarer erkennen, im großen wie im kleinen. Die Welt und auch Feind und Freund darin.

Hatten sie nicht gerade im Dimitroff-Museum Todesurteile gegen Antifaschisten gesehen, deren Unterschriften von Richtern stammen, die jenseits der Elbe wieder Unrecht sprechen? Hatten sie nicht im großen Sitzungssaal des Reichsgerichtes die Schallplatte vom Wortduell Göring contra Dimitroff gehört, in dessen Verlauf der Reichstagsbrandstifter Göring den aufrechten Kommunisten Dimitroff einen minderwertigen Slawen nannte? In der Bundeswehr aber werden die Traditionen der „HG“-Einheiten, der „Hermann-Göring“-Einheiten, ganz offiziell gepflegt.

Wir sprachen dann auch über das Soldatenmagazin und über „fast“ rein private Angelegenheiten, zum Beispiel über ihren Grundsatz, in den nächsten Jahren „auf keinen Fall“ zu heiraten. „Wir wollen uns nicht vom Studium ablenken lassen“, erklärten sie. An der Wand ritt indes auf einem Gemälde ein altertümlich bekleideter Mann auf einem Weinfaß hinaus, der Doktor Faustus. Zurück blieben die genasführten Zecher, von denen einer — laut Goethe — gesagt hatte: „Wenn ich wählen soll, / so will ich Rheinwein haben: / Das Vaterland verleiht die allerbesten Gaben.“

Meine Gesprächspartner hatten sicher nichts gegen einen klaren Rheinwein. Aber ebenso klar wie das Wernesgrüner auf ihrem Tisch war dies: Jener Staat um Bonn, um Bonn am Rheine kann ihr Vaterland nicht sein.

H. Huth



Projekt „SHUSUI" und andere

Von Wsewolod Owtschinnikow

Die Vorortbahn nahm in voller Fahrt eine Kurve. Plötzlich sah der Triebwagenführer einen Mann auf den Schienen liegen. Gefahrenbremsung. Zu spät.
Der Tote war der in höchsten Kreisen Tokios bekannte Chef des Rüstungsamtes, Morita. Warum er den Tod fand, konnte nicht geklärt werden. Man wußte nur, daß er gerade damals entscheiden sollte, welcher rüstungsindustrielle Konzern den Auftrag zum Bau von Nike-Hercules-Raketen im Werte von 50 Milliarden Yen und zum Bau von Hawk-Raketen für 40 Milliarden Yen bekommen sollte; als Produktion mit amerikanischen Lizenzen.
Insgeheim tobte der Kampf um die Aufträge zwischen alten Rivalen: den Monopolgruppen Mitsubishi und Mitsui.
Drei Wochen nach Moritas Tod bekam die Firma Mitsubishi yukogyo den Auftrag für die Nike-Hercules-Raketen, und der auf die Hawk-Raketen wurde im Verhältnis 7 : 3 zwischen der Mitsubishi denki und der Toshiba (Mitsui-Gruppe) aufgeteilt.
Die sonst so sensationslüsterne bürgerliche Presse schwieg diesmal nach dem rätselhaften Tod Moritas. Dafür erschien eine Kurzmeldung, in der es hieß, daß Japan unmittelbar vor Kriegsende drauf und dran gewesen sei, eine eigene Raketenwaffe zu entwickeln. Japanische Ingenieure hätten in aller Heimlichkeit ein bemanntes Lenkgeschoß mit Namen Shusui (Herbstwässer) gebaut, und zwar bei der Mitsubishi yukogyo.
Vorher waren die Arbeiten an der Shusui nie offiziell erwähnt worden. Weshalb auf einmal jetzt? Diese Frage interessierte mich.
Matsumoto ist ein Städtchen inmitten schneebedeckter Berge. Mein Gesprächspartner, Herr Yamada, wohnt schon lange hier. Er war an dem Projekt „Herbstwässer" beteiligt. Jetzt unterrichtet er an derselben Schule, in der das bemannte Lenkgeschoß konstruiert wurde, Mathematik. Er erzählte mir folgendes:
Die Schule, die am Stadtrand stand, war vom Militär beschlagnahmt worden. Die Schüler der Oberklassen hatte man zum Arbeitsdienst und die kleineren nach Hause geschickt. Keiner erfuhr, wozu man die Schule freigemacht hatte. Nicht nur das Schulgelände, sondern auch die



Das sind die beiden Streitobjekte, um deren Lizenzproduktion die Monopolgruppen Mitsubishi und Mitsui so erbittert rauften: Nike-Hercules (Bild oben) und Hawk (unten) – hier auf einer Parade in Tokio.

Wege dorthin wurden abgeriegelt und streng bewacht. Die Leute munkelten allerdings, daß in der Schule eine neue Waffe ausprobiert werde. Nach der Schlacht von Stalingrad wurde es nicht nur in Deutschland, sondern auch in Japan immer klarer, daß die Lage allmählich bedrohlich geworden war. In Berlin und in Tokio hoffte man immer stärker auf „Wunderwaffen", die noch eine Wendung des Krieges herbeiführen könnten. In Deutschland baute man in zunehmendem Umfang V-Geschosse, in Japan bemannte Torpedos (Kaiten — Schicksalswende). Ganze Staffeln von „Kamikaze"-Todeskandidaten rammten amerikanische Schiffe. Schließlich dachten sich die japanischen Militaristen noch eine Neuheit aus. Sie wollten ein Mittelding von V-Geschoß und Kamikaze-Flugzeug entwickeln; denn eine Lenkwaffe mit Pilot würde natürlich eine außerordentlich hohe Treffgenauigkeit erreichen. Daß der Mann dabei umkommen würde, fiel nicht ins Gewicht. Kamikaze-Flieger waren zudem Freiwillige.



Spukt auch unter diesem Helm wieder die Legende von Heldenruhm und verdienstvollem Opfertod? — Heimlich, still und leise haben sich die nach dem Krieg zunächst so bescheidenen „Selbstverteidigungsstreitkräfte" Japans zu einer gutgedrillten, modern bewaffneten und „ideologisch aufgerüsteten" imperialistischen Armee gemausert. Gegenwärtig verfügt sie über etwa 300 000 Soldaten. 1968 begann ihre dritte Aufbaustufe, für die in einem Zeitraum von fünf Jahren 240 Milliarden Yen eingeplant wurden.

Es blieb unbekannt, wie und zu welchen Bedingungen Hitler bewogen werden konnte, seinen Bundesgenossen die technischen Unterlagen der V-Waffe zu überlassen. Unter größten Vorsichtsmaßnahmen wurden sie jedenfalls an Bord eines japanischen U-Bootes gebracht. Doch dieses Boot kenterte im Juli 1944 unter ungeklärten Umständen in der Nähe von Singapur. Taucher konnten von einem anderen U-Boot aus zwar die Unterlagen bergen, doch einige davon waren vom Meerwasser bereits hoffnungslos verdorben. Die Japaner mußten also neue in Berlin anfordern. Ohne jedoch die Antwort abzuwarten, kurbelte man in Matsumoto, in den Bergen der Präfektur Nagano, die Arbeiten am Projekt „Herbstwässer" an.

„Zu dieser Zeit wurde ich mit weiteren Fachleuten von Mitsubishi nach Matsumoto abkommandiert", berichtete Herr Yamada weiter. „Dort schlossen sich uns Offiziere vom

Stab der kaiserlichen Luftwaffe an."

Als die Arbeiten schon mehr als neun Monate im Gange waren, entschied sich, daß man auf zusätzliche Erläuterungen aus Berlin nicht mehr rechnen konnte – denn Hitlerdeutschland kapitulierte im Mai 1945. Also mußte es auch so gehen.

Die ersten Tests mit dem bemannten japanischen Lenkgeschoß fanden am 7. Juli 1945 in Yokosuka statt und schlugen fehl. Das Raketentriebwerk setzte kurz nach dem Start aus, und die Rakete schlug steuerlos in ein Flugplatzgebäude ein. Da sie für den Piloten keinen Schleudersitz hatte, fand er schon vor seinem ersten Einsatz den ohnehin geplanten Tod.

Trotz des Fehlschlages wurde an dem Projekt fieberhaft weitergearbeitet.

Am 15. August 1945 traf ein Flügeladjutant aus dem kaiserlichen Hauptquartier mit dem Auftrag in Matsumoto ein, die Ingenieure, die an der Shusui arbeiteten, anzutreiben. Eine Ironie des Schicksals wollte es, daß eine Stunde nach seiner Ankunft der Rundfunk die Rede des Kaisers über die Kapitulation Japans durchgab. In den folgenden Wochen brannten auf dem Schulhof ununterbrochen Feuer. Niemand sollte etwas von dem Projekt erfahren.

Viel Wasser ist seit den geheimen Arbeiten in Matsumoto ins Meer geflossen. Eins aber ist unverändert geblieben: Die Firma Mitsubishi yukogyo, die damals die bemannten Kaiten-Torpedos baute und Auftrag hatte, die Shusui zu konstruieren, erhebt noch immer Anspruch darauf, bei der Erzeugung militärischer Neuheiten führend zu sein.

Und so schreibt die Zeitung „Yomiuri": „Der verzweifelte Versuch, ein Lenkgeschoß zu bauen, war die letzte Todeszuckung der kaiserlichen Armee. Man kann ihn aber auch als Anfang einer Zeit japanischer Raketenwaffen ansehen."

Während sich die Erzeuger bemannter Torpedos und Lenkgeschosse beeilen, in den Bau moderner Raketenwaffen einzusteigen, wird an der ideologischen Front versucht, die fanatische Begeisterung für die Kamikazes und Kaiten wieder zu erwecken. Über sie werden Bücher geschrieben und Filme gedreht. In einer Militärschule bei Hiroshima ist ein Denkmal enthüllt worden, in das die Namen von 2624 Kamikazes eingemeißelt sind, die mit Lenkgeschossen und Torpedos abgefeuert wurden, und den Tod fanden.

Vor diesem Hintergrund wirkt auch die plötzliche Erinnerung an das Projekt „Herbstwässer" schließlich nur als der Anspruch eines großen Rüstungsmonopols auf das Recht der Erstgeburt – ein Anspruch, der, wie sich zeigte, auch mit neuer großzügiger Auftragserteilung honoriert wurde.



Japanische Ranger trainieren das „Überleben". Einer von ihnen beißt hier einer Schlange den Kopf ab, während ein anderer dem Reptil die Haut abzieht. Anschließend wird es roh „verspeist".



Notstandsübung am Fuße des Fujiyama, mit tränengasgesicherten Panzern und Sprühfahrzeugen. Einheiten des Östlichen Corps der japanischen Armee spielten Methoden zur Bekämpfung von Protestaktionen des „inneren Feindes" durch.

Die Geschichte des Krieges wartet mit etlichen Beispielen auf, wonach die eine oder andere kämpfende Seite sehnlichst die Nacht herbeiwünschte, um sich von den Strapazen des kampferfüllten Tages zu erholen. „Ich wollt, es wäre Nacht ...", soll Wellington in der Schlacht bei Waterloo gerufen haben, als es um seine Truppen schlecht stand. Der dunkle Schleier der Nacht deckte das Schlachtfeld zu, verhalf den müden Kriegern zu neuen Kräften und den Feldherren zu neuen Gedanken, wie das Blatt gewendet werden könnte. Längst ist von der Technik das schützende Dunkel zerrissen. Die Leuchtpistole schnitt schon im Stellungskampf des 1. Weltkrieges lichte Streifen in den nächtlichen Himmel, erhellte für Sekunden das Trichtergelände und den Verhau und gab das Vorfeld zur Beobachtung frei.

LICHT aus Granaten und Raketen

Bald reichte ihr Schein nicht mehr aus, denn der Nachtkampf – ob Angriff oder Verteidigung – war zur „normalen" Gefechtsart geworden. Hunderte Flakscheinwerfer tauchten z. B. zu Beginn der Berliner Operation der Sowjetarmee, im April 1945, das Gelände an der Oder in gleißendes Licht. Aus diesem grellen Schein stießen die Panzer und Schützen gegen den geblendeten Feind. Was die Artillerievorbereitung an Zielen stehen ließ, bekämpften sie im Lichtbad von Millionen Candela.[1]

Gefechtsfeldbeleuchtung lautet der Begriff dafür. Ihre Mittel sind pyrotechnischer Natur: Leuchtsätze, Leuchtraketen und -geschosse. Sie ermöglichen es, einen mehr oder weniger großen Raum auszuleuchten, die dort befindlichen Stellungen des Gegners aufzuklären bzw. treffsicher zu bekämpfen.

Sehen wir uns die einzelnen Leuchtmittel etwas genauer an.

Die Leuchtpistole, das technisch älteste Gerät, existiert noch in allen Armeen – als einläufige oder doppelläufige Pistole. Schon ihr Kaliber von 26,65 mm läßt erkennen, daß Brenndauer und Lichtstärke der Signalpatrone nicht mehr den modernen Anforderungen genügen. Sie wird daher mehr und mehr von den reaktiven Handsignalen verdrängt. Diese neuartigen Handleuchtzeichen (verschiedene Farben, mehrsternig) haben Lichtstärken von 20 000 bis 50 000 cd und eine Leuchtdauer von 10 bis 15 Sekunden, also doppel so lang wie die der Signalpatrone. Wir unterscheiden 30-, 40- und 50-mm-HLZ. Letztere sinken am Fallschirm hernieder, so daß das Gefechtsfeld in einigen hundert Metern Tiefe ausgeleuchtet wird. Das reicht für gezieltes Schießen mit MPi und MG aus. Um das Gelände mehrere Kilometer tief zu erhellen, sind größere Leuchtsätze notwendig. Sie werden mit Spezialgranaten aus Geschützen oder Granatwerfern bzw. mit Pulverraketen in große Höhen geschossen. Alle diese Leuchtkörper gehen an Fallschirmen nieder.

Die Fallschirm-Leuchtwurfgranate wird aus dem üblichen 82-mm-Granatwerfer verschossen. Sie ist ein flächenstabilisiertes Geschoß, das bei einer Sinkgeschwindigkeit von 4 m/s eine Lichtstärke von 100 000 cd 90 sek. lang abgibt. Mehrere Brennzünder ermöglichen verschiedene Ausstoßentfernungen (max. 1600 m). Das Leuchtsystem wird in etwa 350 m Höhe feigegeben.

Die 122-mm-Leuchtgranate, das Kaliber verweist auf das Geschütz, entfaltet ihren Fallschirm in 400 m Höhe. Dadurch wird eine Fläche von rund 800 m Durchmesser 30 Sekunden lang taghell erleuchtet.

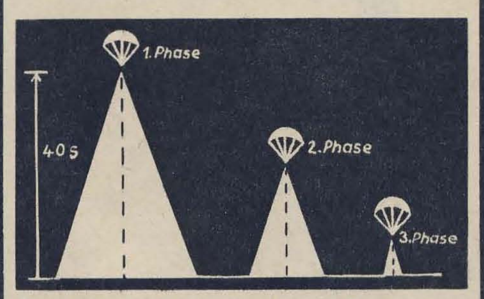
Fallschirmleuchtgeschosse, die als Pulverrakete ausgelegt sind, werden von einer einfachen transportablen Rampe gestartet. Sie sind flächenstabilisiert und erreichen eine große Höhe. Daß dadurch ein weiter Raum beleuchtet wird, „leuchtet" ein. Ihr Aufbau ist einfach: Im schlanken Raketenkörper befindet sich die Treibladung, darüber liegt der Leuchtsatz mit dem Fallschirm. Die Zündeinrichtung bildet gleichzeitig die Raketenspitze. Das Abschußgestell besteht aus der Startschiene, einem Zweibein oder einer ähnlichen Halterung. Selbstverständlich können auch für andere Kaliber Leuchtgranaten verwendet werden. Die schwedische Armee z. B. baut die Startanlagen für das Vorfeldbeleuchtungssystem Lyran auf Gefechtsfahrzeuge bzw. verschießt 150-mm- und 105-mm-Leuchtgranaten aus den gebräuchlichen Haubitzen.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich die Grundforderung, die man an die moderne Leuchtmunition stellt, ableiten. Leuchtgeschosse und -raketen müssen aus den vorhandenen Waffen oder aus leichten und unkomplizierten Zusatzgeräten verschossen werden können, und zwar deshalb, um die kämpfende Truppe nicht mit zusätzlichen Ausrüstungsgegenständen zu belasten. Die L-Munition mußt leuchtstark sein, gleichmäßig abbrennen und eine lange Leuchtdauer besitzen.

Mit diesen Mitteln kann für jede Waffengattung das Gefechtsfeld in unterschiedlichen Tiefen erhellt werden. So wird auch nachts eine maximale Waffenwirkung erzielt.

Er./He.

Fallschirmleuchtgeschoß auf der Startrampe.



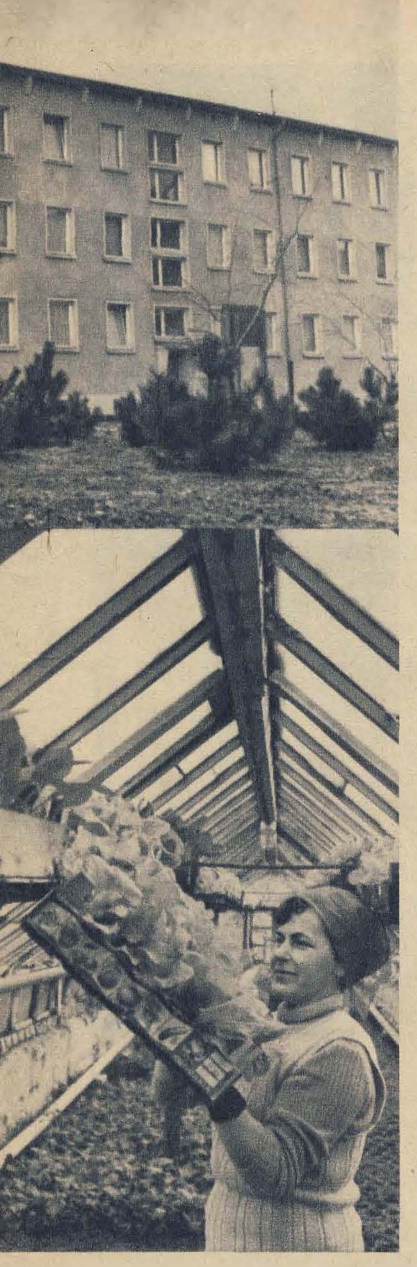
Je mehr sich das Fallschirmleuchtgeschoß dem Boden nähert, um so geringer wird die beleuchtete Fläche.

[1] Candela = cd = gesetzliche Einheit der Lichtstärke

Links der langgestreckten Straße Birken, ihnen gegenüber hochschäftige Peitschenleuchten; hinter beiden hellverputzte Vorstadthäuser mit rosenreichen Vorgärten. So stellt sich Sanitz dem Durchreisenden auf der vielbefahrenen „110“ vor. Die glatte Betonsplittfahrbahn gefällt ihnen, die beidseitigen Bürgersteige, das blendfreie Licht. Im Blütenmonat fesseln auch die ausgedehnten Apfelplantagen ihre Augen – ein Miniaturwerder des Nordens.
Wir geben uns mit dem flüchtigen Eindruck des Trabant-Wanderers nicht zufrieden.



Wir schauen uns ein wenig mehr in diesem Dorf um, dem niemand ansieht, daß es mehr als 750 Jahre auf dem Buckel hat.
Hasenort – so darf man den slawischen Namen der Ansiedlung verdeutschen. Einst gab es hier einen Klosterbesitz und rings darum winzige Büdnereien. Minihöfe gewissermaßen.
Heute aber sagen sich nur noch in den ausgedehnten Auwäldern Fuchs und Has' Gute Nacht. Sanitz – dieser Name hat auch mancherorts im Ausland einen guten Klang. Kinder Tansanias schreiben ihn in ihre Hefte, die auf Schulbänken liegen, die von Sanitzer Handwerkern gezimmert und gehobelt wurden. Die Schulmöbel der PGH, seit Jahren messereif, sind sehr begehrt. So sehr, daß die Töchter und Söhne der begabten Tischler ein wenig neidisch sind, weil ihre Klassen noch nicht so hochmodern ausgestattet sind. Selbstverständlich fast für diese mecklenburgischen Kinder erscheint dabei dieses: Zwei Schulen gibt es für sie, die obligatorische Polytechnische- und die Erweiterte Oberschule, für die ein Internat eingerichtet wurde. Die ganz Kleinen finden in lichten Krippen, die etwas Größeren in Kindergärten den ersten Kontakt zum Kollektiv. Und in der Friedensstraße gibt es einen Kindergarten, vor dessen Spielplatz so mancher Bürgermeister den Kopf bewundernd heben oder verlegen senken würde. Da gibt es einen lustigen Kletterelefanten, einen imitierten Eisenbahnwagen, farbenfreudige Rutschen, Wippen, Schaukeln, Kletterleitern, Sandkästen, Rasenflächen.
Fünfeinhalb Jahre hatte Sanitz eine Bürgermeisterin. Zuvor war sie 15 Jahre lang Bür-



DDR UNSER VATERLAND

germeisterin einer Gemeinde, die zu Sanitz eingemeindet wurde. Genossin Ellen Hoge ist eine der ersten Bürgermeisterinnen der Republik, und sie ist sehr stolz darauf, daß ihre Gemeinde im Wettbewerb zum 20. Jahrestag der DDR Sieger im Landkreis Rostock wurde. Werte von 3.125 Millionen Mark schufen sich die 2600 Einwohner, das sind rund 1200 Mark für und von jedem – die Säuglinge mitgerechnet und die Greise. Jetzt soll der neue Sportplatz wettkampfreif gemacht werden; eine Turnhalle erlöst bald den Gaststättensaal von seiner „Zweckentfremdung"; die Straßenbeleuchtung wird auf Nebenstraßen ausgedehnt; auch der ältere Teil des drei Kilometer im Durchmesser betragenden Kreisdorfes erhält nach und nach eine geregelte Wasserversorgung, wie sie die Neubauten schon haben.

Auf die Jugend konzentrieren sich auch die Soldaten der Sanitzer Erich-Weinert-Kaserne. Hundertsechzig Kinder tragen das „ASV" auf dem rot-gelben Dreß. Und es sind vor allem die Handballer, die Lorbeer brachten: den 1. Platz des Kommandos Luftstreitkräfte/Luftverteidigung bei den Kinder- und Jugendmeisterschaften. Lob gilt dem Sportlehrer, Unteroffizier der Reserve Ahrens, dem Kollegen Schütt und den Majoren Adler und Richter.

Nicht unter den Scheffel zu stellen brauchen auch die Kameraden der Gesellschaft für Sport und Technik ihr Licht. Sie sind „Beste Hundertschaft" des Bezirkes Rostock. Ob sie diese Erfolge auch gehabt hätten ohne die uneigennützige Hilfe der Einheit Pröhl?

Sie sind eins, die Einwohner der Gemeinde Sanitz und ihre Erich-Weinert-Soldaten. Am 22. März 1970 zog Leutnant Günter Keul in das Gemeindeparlament ein; mit ihm zwei Offiziersfrauen, Genossin Maritta Kölner und Genossin Doris Krause. In den Ständigen Kommissionen wirken die Genossen des Truppenteils Haferberger mit, im Ortsausschuß der Nationalen Front, im Elternbeirat, in den Elternaktivs – überall.

„Ich habe in den größten Städten der DDR gedient", verrät Oberstleutnant Thiele. „Aber hier, in Sanitz, fühlt sich meine Frau wohl. Die Wohnverhältnisse sind städtisch, die Versorgung ist gut, die Kinder können am Ort ihr Abitur machen. Und doch ist Sanitz ‚nur' ein Mecklenburgisches Dorf."

Für die Verbindung zum nahen Rostock sorgen die Reichsbahn und mehrere Kraftverkehrskombinate. Und die vielen Garagen verraten, daß die Sanitzer gut zu Achse sind. Aber man muß nicht unbedingt in die Stadt. Ein Landwarenhaus und etliche kleinere Fachgeschäfte stehen bereit.

Es läßt sich schon leben in Sanitz. Das bestätigen nicht nur die Mitglieder der drei landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, das sagen auch die Gärtner der GPG „Obstblüte". So manche Silber- und Bronzemedaille brachten sie von der „iga" mit – für die aromatischen Äpfel, für die qualitativ hohen Baumschulerzeugnisse. Heute ernten die „Obstblütler" noch 300 t Äpfel im Jahr, 1980 werden es bereits 850 t sein; denn neue, junge Bestände wachsen heran. Vom Mut der Baum„schüler" zeugen die Namen „Carola", „Elektra", „Alkmene" und „Auralia" – Apfelneuzüchtungen, die sich vor allem im maritimen Klima immer mehr bewähren. Und außerdem werden jährlich Zehntausende Buschrosen und 200 000 Ziergehölze herangezogen.

Sanitz ist längst kein Hasenort mehr. Es ist ein modernes Dorf, ein sozialistisches Dorf.

Rolf-Peter Bernhard

Party bei uns

Kein leichter Tag und doch ein fröhlicher Abend. Ein Abend, an dem man so richtig entspannen kann – ein Abend mit guten Freunden und Musik. Was wollen Sie hören? Das Programm bestimmen Sie selbst. Wir empfehlen Ihnen dazu einen guten und technisch vollkommenen Plattenspieler – den „Dezent 306“.

Eine komplette Wiedergabeanlage, unabhängig vom Rundfunkgerät, für Stereo- und Mikrorillenschallplatten, Umdrehungsgeschwindigkeiten 16, 33, 45 und 78 U/min. Rohrtragarm mit Stereo-Abtastsystem, Verteiler mit modernen Silizium-Planar-Transistoren und 3 W-Breitbandlautsprecher, auf federnd ausgebildeten Füßen.

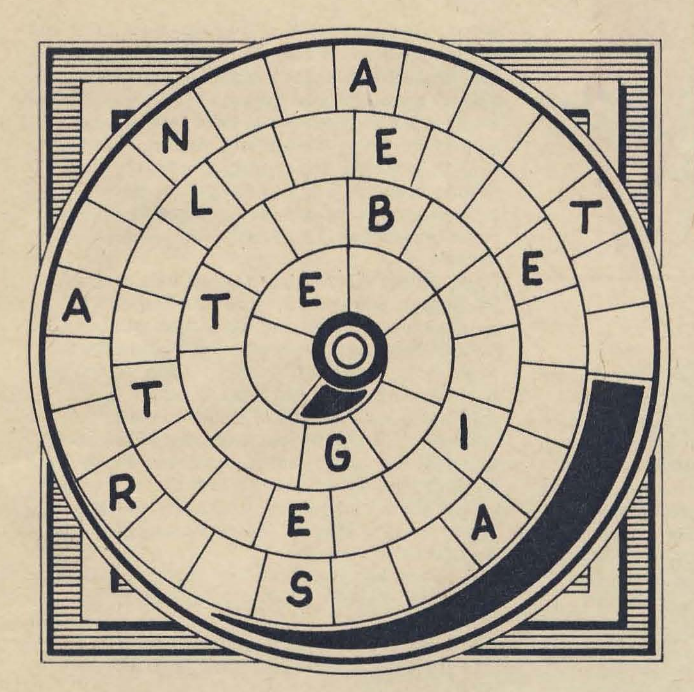
Dieser Plattenspieler garantiert Ihnen, daß Ihre Schallplatten schonend abgetastet und der Ton verzerrungsfrei in guter Qualität wiedergegeben werden.

Weitere technische Daten: Netzspannung 110–127/220 V, Netzfrequenz 50 Hz, Gleichlaufschwankungen nur 0,25 %, Gewicht 4,7 kg, Abmessungen 320 × 224 × 156 mm.

Suchen Sie beim nächsten Ausgang ein Fachgeschäft auf und lassen Sie sich über alle technischen Einzelheiten informieren.



Ballenthin • DEWAG Berlin 1970





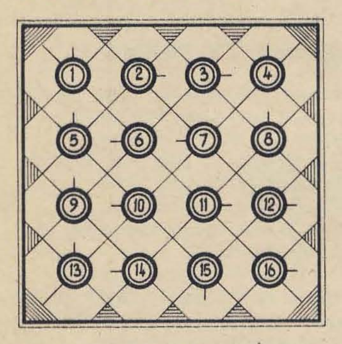
RÄTSELSCHNECKE

Aus den Buchstaben a a a a d e e e e e e e e e e e i k k l l l l m m m n r n n o o r r s s t w sind Wörter folgender Bedeutung zu bilden.

Von innen nach außen: Locke – Gebörde, Handbewegung – Flachland – Bienenzüchter – die Zeit von Mittag zu Mittag – Haustier – Mündungsorm des Rheins – Südfrucht – Name für Irland – Schachfigur – Jurist – männlicher Vorname.

Von außen nach innen: Elend – Stadt in Japan – Sedimentgesteine – Insektenlarve – Stadt an der Elbe – Romangestalt bei Emile Zola – Schöpflöffel – orientalischer Gruß – Fluß im Vorland des Kaukasus – Gesichtsausdruck – Gartenfläche – Teil mancher Schiffe – bulgarische Währungseinheit.

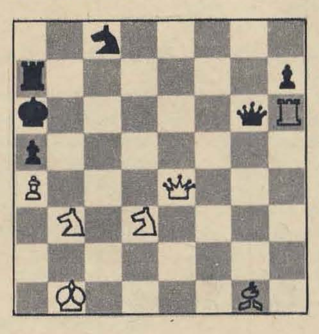
WABENRÄTSEL



Die zu suchenden Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld. 1. Nebenfluß der Donau, 2. indisches Frauengewand, 3. Blume, 4. Landstreitmacht eines Staates, 5. weiblicher Vorname, 6. Jungtier, 7. Hafendamm, 8. Verbannung, Verbannungsort, 9. Fluß in Westeuropa, 10. Nährmutter, 11. Laubbaum, 12. Behältnis, 13. Nebenfluß der Kura, 14. Schiffsseil, 15. deutscher Schriftsteller (1957 gestorben), 16. Einheit der elektrischen Spannung.

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der Außenfelder – bei 1 beginnend und in Uhrzeigerrichtung gelesen – den Titel einer Oper von Ottmar Gerster.

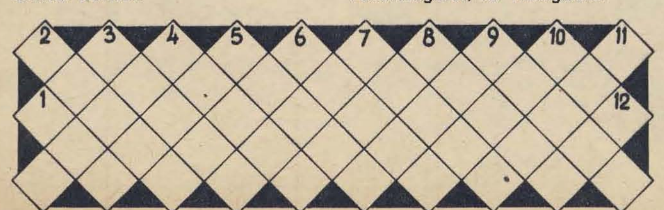
SCHACH



Matt in zwei Zügen (M. Segers)

DIAGONALRÄTSEL

Von der Zahl nach rechts unten: 1. japan. Münze, 2. Schriftsteller der DDR, 3. Fäulnisstoff, 4. altröm. Schutzgeister des Hauses, 5. Zeitschriftenabonnent, 6. Gutschein, 7. Längenmaß, 8. rechter Nilzufluß, 9. griech. Sagengestalt, 10. poln. Schriftsteller und Journalist (1838 bis 1886). – **Von der Zahl nach links unten:** 3. Fruchtbrei, 4. italienische Filmschauspielerin, 5. Verkaufsstelle, 6. Fluß im Vorland des Kaukasus, 7. Zeichnung im Holz, 8. chem. Element, 9. Kraftmaschine, 10. Bewegungsform der Materie, 11. Funkmeßgerät, 12. Honigwein.



Auflösungen aus Nr. 6

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Stamm, 5. Reich, 10. Aldo, 12. Idee, 13. Neer, 14. Abfall, 16. Kelle, 17. Sete, 19. Zeller, 21. Ski, 22. Keller, 25. Etat, 27. Arasl, 28. Alatau, 30. Gier, 33. Nest, 34. Elle, 35. Artek, 36. Erlen. – **Senkrecht:** 1. San, 2. Tiere, 4. Ade, 4. Marke, 6. Eifel, 7. Ida, 8. Celle, 9. Hel, 11. Salzkraut, 15. Blei, 18. Tal, 20. Lot, 21. Sera, 23. Euler, 24. Latte, 25. Elger, 26. Adele, 28. Ana, 29. Ast, 31. Ill, 32. Ren.

DIAGONALRÄTSEL. Von der Zahl nach rechts unten: 1. Ren, 2. Gabln, 3. Baden, 4. Hobel, 5. Rakel, 6. Rasen, 7. Liter, 8. Kegel, 9. Basar, 10. Met. – **Von der Zahl nach links unten:** 3. Bar, 4. Haben, 5. Radin, 6. Raben, 7. Laken, 8. Kisel, 9. Betel, 10. Magen, 11. Weser, 12. Tal.

SCHACH. Die Versuche 1. Sd7? Lc7! und 1. Ld7 Sc7 ergeben nichts, da sich die Weißen auf d7 gegenseitig im Wege stehen. 1. Le1!! droht 2. S: d5; 3. Sb4 matt und erzwingt die entsprechende schwarze Verstellung auf dem Feld c7: 1. . . Sc7; 2. Sd7! bzw. 1. . . Lc7; 2. Ld7!

Soldaten schreiben für Soldaten



Urlaubsgeschichte

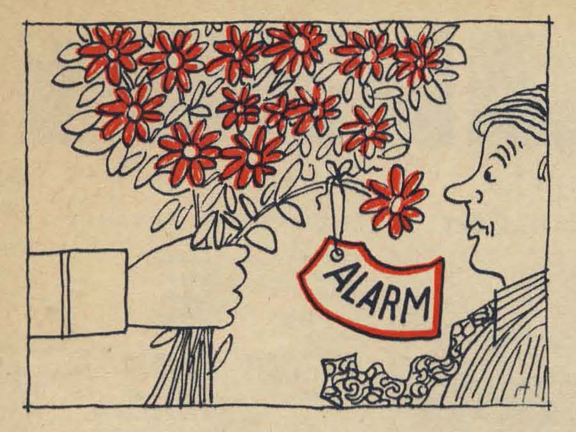
Ahlbeck liegt in Sicht und Sonne. Die bummelnde Bimmelbahn schnauft noch einmal. Es ist geschafft. Endstation. Alles muß aussteigen. Urlaubshungrige drängeln. Bunt ist der Strom. Drei Burschen klettern zuletzt aus einem der vier altertümlichen Waggons. Unerhört lässig. Kräftig buntgestreifte Sweater, tadellos sitzende weiße Leinenhosen. Lila große runde Sonnenbrillen auf drei Nasen, kupferne Münzen um die Hälse gekettet. Ungewöhnlich kurzes Haar und barfuß ist die Mode. Sandaletten hängen an Koffergriffen. Der Tag ist noch nicht alt. Sie traben zur Hauptstraße. Busse kurven. Haltestellen sind überfüllt. Die Burschen runzeln die Stirn. Ein grauhaariger Seebär weist die Richtung. Die drei biegen in eine Promenade. Das Kofferradio ist zahm. Die drei suchen Haus „Monika". Zwischen zwei Fenstern leuchtet der Name. Die Villa hat gute Fassaden. Die Klingel wird fast zerdrückt. Die Wirtin ist freundlich, denn das Haar ist ja kurz. Ein Dreibettzimmer, Bad, Skattisch auf dem Balkon. Tolle Aussicht. Die drei räumen ein. Ein Tonband spult . . . Die drei summen und singen mit. Die Betten werden gebaut, unerhört fachmännisch. Im Bad wird geduscht und rasiert. Man ißt im Hause. Und dann startet der erste Erkundungstrip. Die Heulen ziehen mit. Barfuß, hochgestülpte Jeans, lachende Augen. Sie besorgen sich freche Sonnenhüte und erste Mädchenblicke.
Ahlbeck hat alles an und in das Ostseewasser gelegt. Bunte Strandkörbe sind vollbesetzt und ausverkauft. Kein Windhauch, keine Wolke, nur Kindergeplapper, Sonnenölduft, Kofferradios, hier und dort Möwengeschrei, und sonst Schlangen nach Eis, Limonade, Kirschen, Bockwurst, Bier und Erdbeeren. Bikini versprechen viel. Der Sand ist heiß, hat Verschlüsse von Flaschen, Kippen und Papier. Der Strandfunk sucht Kinder. Am Horizont ziehen große Schiffe vorbei. In einer Milchbar lohnt sich die Erkundung. Drei fast superknusprige Nixen lassen sich finden, architektonisch wertvoll, supermini. Die Worte sind lustig, und der Urlaub fängt gut an. Sie promenieren und lachen. Salziges Wasser umspült ihre Zehen. Das Meer wacht auf, es rauscht.
Dann ist der Abend da, mustergültig und wie im Roman. Möwen schreien. Die Kapelle in der Taverne ist gut, und die Julinacht auch. Die weißen Schaumkronen auf den Wellen leuchten weit. Dann morgens, noch vor dem Aufstehen, röhrt ein P 3 durch Ahlbecks Straßen. Nationale Volksarmee. Sie suchen Haus „Monika". Ein Gefreiter hupt, ein Feldwebel klingelt. Sie entschuldigen sich bei der Wirtin. Kurz danach stehen ein Unteroffizier und zwei Gefreiten neben dem Kübelwagen. Kurze Worte. Ernste Mienen. Jeder Handgriff sitzt. Gepäck wird verladen.
Die Sonne am Horizont lugt mit ihrem Rot in den neuen Tag. Und Soldaten eilen auf ihre Plätze.
Die Mädchen, am Morgen, sind erst ratlos, aber die Wirtin gibt Auskunft. Eine Adresse für jede.

Uffz. d. Reserve Erhard Deuter

Geburtstagsüberraschung

Unser Kompaniechef Hauptmann Böse ist die Ordnung in Person. Alles ist bei ihm so gut wie möglich geplant und bis ins kleinste ausgetüftelt. So stellt er z. B. aller vier Wochen einen Alarmplan für das Training von Elementen der Gefechtsbereitschaft auf, der dann jeweils dem Bataillonskommandeur zur Bestätigung vorgelegt wird.
Der 21. Oktober 1969 war ein wunderschöner Herbsttag. Die Sonne hatte unserem Kompaniechef ebenso herzlich zum Geburtstag gratuliert wie wir. Die Offiziere teilten sich in den Tagesdienst, und Hauptmann Böse konnte etwas zeitiger nach Hause gehen. Am Abend saß dann bei ihm eine fröhliche Runde zur Feier beisammen. Musik klang von der Siedlung her durch das offene Fenster in den Führungspunkt, wo ich Dienst hatte. Gegen





20 Uhr schreckten mich quitschende Bremsen aus meinen Gedanken auf. Der Bataillonskommandeur!
„Lösen Sie für die Kompanie sofort Alarm aus!"
Ich glaubte es bis zu mir her zu hören, welche Aufregung der Melder stiftete, der in voller „Kriegsbemalung" unter der lustigen Gesellschaft auftauchte. Herzhaft fluchend, dabei kräftig von den Gästen unterstützt, fuhr Genosse Böse in die Uniform. Die Stimmung war da drüben anscheinend im Eimer.
Nach einer halben Stunde – alles hatte in der Kompanie geklappt – kam mit dem Geburtstagskind auch der Bataillonskommandeur zur Geburtstagsgesellschaft zurück – mit einem riesigen Blumenstrauß. Frau Böse atmete auf. Doch in ihrer Frage an den Bataillonskommandeur lag ein leiser Vorwurf: „Mußten Sie denn gerade heute ...?"
Ein Blick in das Gesicht ihres Mannes ließ sie jäh verstummen.
„Es tut mir wirklich leid, Frau Böse", sagte der Bataillonskommandeur lächelnd, „ich habe mich ganz an den Plan Ihres Gatten gehalten, der den 21. Oktober als Alarmtag eingetragen hat. Als ich die Termine zur Bestätigung bekam, stutzte ich ... 21. 10? Da hat doch der Genosse Böse Geburtstag?! Dann aber dachte ich, geplant ist geplant ... Na, denn zum Wohl, Genosse Hauptmann, auf den ordnungsgemäß geplanten Geburtstagsalarm."
Bis kurz nach Mitternacht hörte ich das fröhliche Geburtstagstreiben, und früh lachte die ganze Kompanie – auch unser Hauptmann.

Oberleutnant W. Hundt

Biologische Wetterdienststelle

„Wetterfrösche" nannten sie uns alle im Regiment. Jeder kannte uns. Manchmal waren wir gefragt wie Ausgangskarten. Und von uns hing es ab, ob Lederfett knapp war und wo die Regenumhänge lagen. Und das kam so: Es war auf dem Schießplatz. Keine Baracken, keine Zelte, und seit zwei Tagen gräßlich große Regentropfen vom Himmel. Septembertage, lehmiger Boden, und wir schossen. Am Tage und nachts, und nachts und am Tag. Jeder fluchte. Kompaniegefechtsschießen. Wir waren voll am Wirken. Alles war feucht und klamm. Trockene Stiefel zählten zu den Raritäten. Es schien, als hätte der Regen Gefallen an uns gefunden. Wir schossen aus allen Rohren. Scheiben kippten, aber nicht oft genug. Pappanzer zerfledderten, nur nicht schnell genug. Dazwischen Pausen für Waffenreinigen, Kochgeschirrbenutzung, bleierne Augenpflege, Zigarettenrauch, lauwarmen Tee und Sahnebonbons.
Und in solcher Pause kam Soldat Thomas Schade mit einer Distel an. Thomas fuhr den Schwimmer des Kompaniechefs. Unheimlich wichtig tat er mit der Distel. Wir lächelten alle zweideutig. Thomas war bekannt als Freizeitbotaniker. Neugierig betrachteten wir aber trotzdem die Distelblüten. Interessant war es ja immer. Aber die Theorie, die Thomas dann aufstellte, die schlug dem Faß den Boden aus. Er erklärte nämlich, es würde in zwei bis drei Stunden die Sonne scheinen. Er könne es auch beweisen, die Blüte der Silberdistel sei offen. Wir staunten nicht schlecht. Unglaublich. Thomas unterstrich seine Theorie, indem er der Distelblüte einen Ehrenplatz verschaffte. Im SPW 40 P zwischen den Handrädern der Reifendruckregelanlage hingen ab jetzt die zwei Blüten.
Wir anderen äugten zum Himmel. Dunkle Wolken jagten dort. Unmöglich, daß die Sonne scheinen sollte. Der Horizont war düster. Sogar unser Kompaniechef, damals Leutnant Böhme, lächelte ungläubig. Dann schoben sich unsere Amphibienfahrzeuge wieder über das Gefechtsfeld. Wir hockten am MG und nahmen kaum die Daumen vom Abzug. Als tatsächlich fast alle Scheiben gefallen waren, blinzelte die Sonne. Zwar noch sehr zaghaft und mit einem halben Auge erst, aber die Silberdisteltheorie stimmte. Unglaublich, ein botanisches Wunder.
Das sprach sich schnell herum. Wir hüteten die Distel lange. Noch als sie fast wie Tabak war, gab sie zuverlässig Auskunft. Aber weil die Silberdistel unter Naturschutz steht, richteten wir uns dann bald wieder nach den Potsdamer Propheten.

Uffz. d. Reserve Erhard Deuter



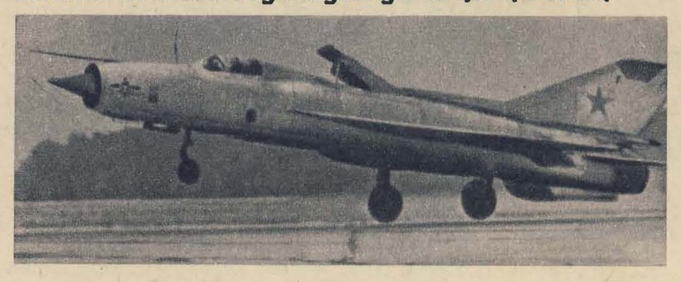
Illustrationen: Harri Parschau

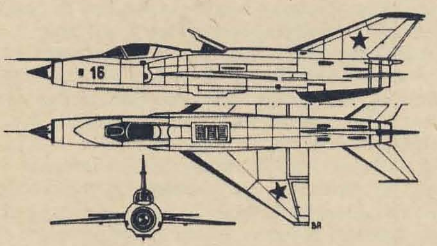
ARMEE-RUNDSCHAU 7/1970

TYPENBLATT

FLUGZEUGE

Leichtes Kurzstart-Jagdflugzeug Mikojan (UdSSR)





Taktisch-technische Daten:

Spannweite	7,65 m
Länge	15,85 m
Höhe	4,65 m
Startmasse	9 900 kg
Höchstgeschwindigkeit	2 450 km/h
Gipfelhöhe	24 000 m
Triebwerk	1 Turbine mit 5 950 kp Schub als Marschtriebwerk, mehrere Hubtriebwerke
Bewaffnung	Luft-Luft-Lenkraketen, Luft-Boden-Raketen, Abwurfwaffen
Besatzung	1 Mann

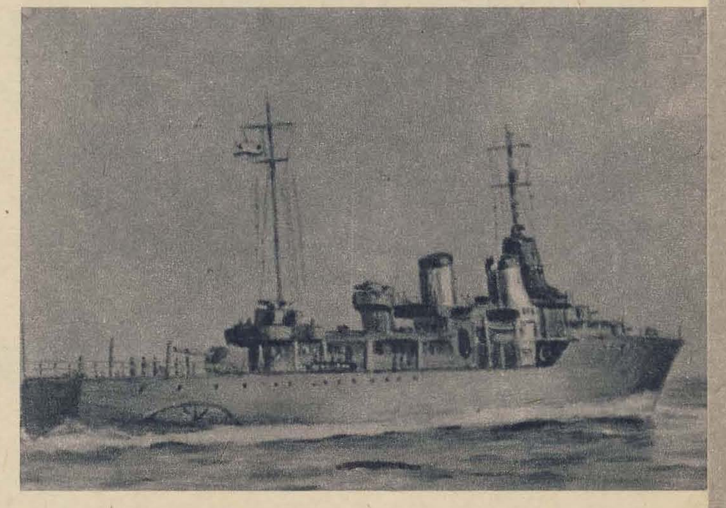
Dieses einsitzige Allwetterjagdflugzeug mit Zusatzhubtriebwerken wurde auf der Basis der letzten MIG-21-Version entwickelt. Mit diesem Delta-Jäger für Kurzstart und Kurzlandung wurde den Frontfliegerkräften ein neues leistungsfähiges Kampfmittel gegeben.

ARMEE-RUNDSCHAU 7/1970

TYPENBLATT

KRIEGSSCHIFFE

Flottillenführer „Taschkent" (UdSSR)



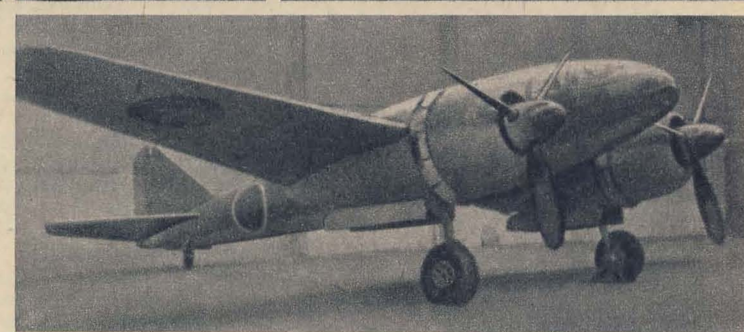
Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	2 800 ts
Länge	138 m
Breite	13,7 m
Tiefgang	3,5 m
Höchstgeschwindigkeit	39 kn
Antrieb	2 Turbinen mit insges. 110 000 PS, 2 Schrauben
Bewaffnung	6×130-mm-Geschütze; 6× Flak 45 mm; 9 Fla-MG; 9 Torpedorohre 533 mm in Drillingssätzen
Besatzung	380 Mann

Die „Taschkent" war ein Torpedokreuzer der Schwarzmeerflotte. Auf der Werft von Livorno, Italien, gebaut, kaufte ihn die Sowjetunion 1938 und baute ihn um. Das Schiff lieferte 1941/42 den faschistischen Flottenkräften im Schwarzen Meer heftige Kämpfe. Durch Fliegerbomben schwer beschädigt, versenkte es die Besatzung.

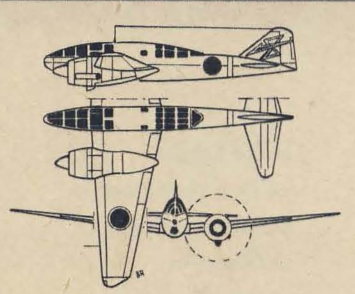
ARMEE-RUNDSCHAU 7/1970 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

Fernaufklärer Ki-46 III „Dinah" / 1940 (Japan)



Taktisch-technische Daten:

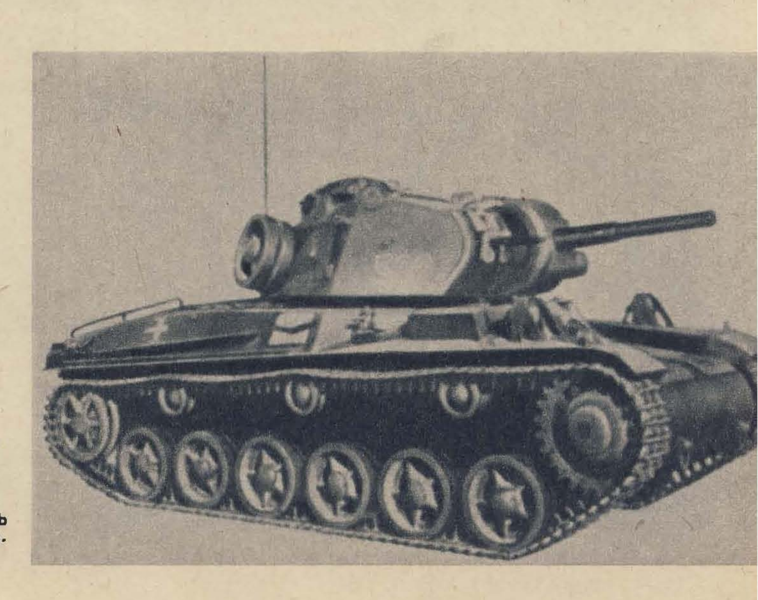
Spannweite	14,70 m
Länge	11,00 m
Höhe	3,88 m
Startmasse	5722 ··· 6228 kg
Höchstgeschwindigk.	630 km/h in 6000 m Höhe
Marschgeschwindigk.	448 km/h
Steigleistung	8000 m in 11 min
Gipfelhöhe	10500 m
Reichweite	4000 km
Triebwerk	2 Sternmotore HA 112-II, je 1500 PS
Bewaffnung	2 × 20-mm-Kanonen mit je 400 Schuß



Die Ki-46 war ein Fernaufklärer, der bis Nordaustralien die Kriegsschauplätze des Fernen Ostens überwachte. Das Flugzeug wurde in großer Stückzahl gebaut.

ARMEE-RUNDSCHAU 7/1970 | TYPENBLATT | PANZERFAHRZEUGE

Sturmpanzer Strv 71m/42 (IKV 43) (Schweden)



Taktisch-technische Daten:

Masse	22,5 t
Länge	6100 mm
Breite	2350 mm
Höhe	2600 mm
Höchstgeschwindigk.	45 km/h
Panzerung	40 ··· 80 mm
Kletterfähigkeit	900 mm
Überschreitfähigkeit	2400 mm
Watfähigkeit	1000 mm
Steigfähigkeit	35°
Motor	8-Zyl.-Otto, Volvo 380 PS
Bewaffnung	75-mm-Kanone; 4×8,0-mm-MG
Besatzung	4 Mann

Der mittlere Panzer IKV 43 wurde ab 1943 als Standardtyp der schwedischen Panzerverbände eingesetzt.

Schritt Trab Galopp

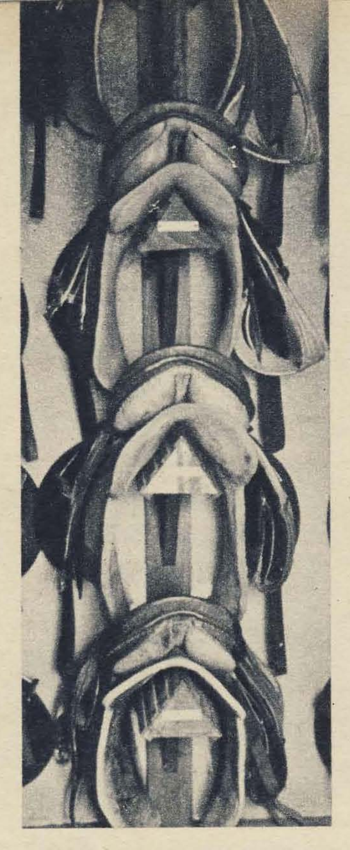
Hohe Schule im Dressurviereck – Die Reifeprüfung in Disziplin und Konzentration für Reiter und Pferd

Pferde im Großstadtverkehr? In unserer Zeit der Technik ein höchst seltener Anblick. Ab und zu vielleicht mal ein Fuhrwerk. Und gar Reiter hoch zu Roß? In Berlin oder Dresden blieben sicher die Passanten stehen. In Potsdam, in der Gegend der Berliner Straße, schaut kaum jemand verwundert. Man weiß, hier sind die Reiter des ASK auf dem Weg zur Reitbahn oder zum Ruinenberg, wo sie mit den Pferden im Gelände arbeiten. Allerdings, sehr gern wagen sie sich mit den wertvollen Dressurpferden nicht ins dichte Verkehrsgewühl. Welcher Kraftfahrer stellt schon seine Fahrweise auf die sensiblen Tiere ein? „Ja, vor etwa zehn Jahren, da waren unsere Pferde absolut ‚verkehrssicher' ", erzählt Hauptmann Günter Bellmann, Trainer der Nachwuchsgruppe des ASK, damals aktiver Springreiter. „Wir teilten nämlich das Objekt mit den ASK-Motorgeländesportlern. Da schnupperten die Tiere täglich Benzingeruch und waren den Motorenlärm gewöhnt." Allerdings ist nicht „Verkehrssicherheit" das spezielle Trainingsziel für Dressurpferde, sondern natürlich die Sicherheit in der Beherrschung aller komplizierten Aufgaben auf dem 20 mal 60 Meter großen Reit-Viereck. Aber als die Mannschaft 1957 unter der Leitung von Oberst Koppenhagen in Halle (als Abteilung des ASK Berlin) entstand, mußten sie die Bedingungen eben nehmen, wie sie sie vorfanden. Und die waren oft nicht einfach. Anfangs waren die Aktiven Spring- und Dressurreiter gleichzeitig, Pferdepfleger hatten sie noch nicht. Da ging der Dienst- und Arbeitstag mit militärischer und politischer Ausbildung, mit Training und Pferdepflege oft bis in die Nacht. Und lange Jahre fehlte ihnen die internationale Bewährungsprobe. Da trainierten und trainierten sie, ohne einen Maßstab für ihre Leistungen zu haben. Erst 1968 fand der Deutsche Pferdesportverband der DDR Anerkennung im internationalen Verband und damit Zugang zu den großen internationalen Turnieren und Prüfungen. Die Olympischen Spiele 1968 in Mexiko-Stadt waren so die erste ganz große Bewährungsprobe für die DDR-Reiter. Oberleutnant Wolfgang Müller, Unterleutnant Horst Köhler und Unterleutnant Gerhard Brockmüller, alle



Ein seltenes Foto: Fast geschlossen verlassen die ASK-Dressurreiter den Abreiteplatz





vom ASK Potsdam, vertraten die DDR als Mannschaft und in der Einzelwertung bei der olympischen Dressurprüfung. Sie führten ihre Pferde so sicher, daß die internationalen Dressur-Fachleute über die Neulinge aus der DDR staunten. Der vierte Platz in der Mannschaftswertung und die Plätze fünf für Horst Köhler auf Neuschnee, zwölf für Gerhard Brockmüller auf Tristan und sechzehn für Wolfgang Müller auf Marios waren großartige, nicht erwartete Erfolge. Vor allem einigen Leuten aus dem Hause Springer schmeckten diese Leistungen der DDR-Sportler überhaupt nicht. Nun auch noch DDR-Erfolge in einer Sportart, von der sie glaubten, daß sie in Deutschland für immer und ewig das Privileg der kapitalistischen Herrenreiter bleiben würde – da mußte etwas geschehen. Flugs ließen sie folgende Ente los: „Zonenreiter Horst Köhler nach Westdeutschland geflüchtet." Die DDR-Mannschaft kehrte vollzählig zurück, Horst Köhler erfuhr erst in der Heimat von seiner „Flucht" und lachte herzlich darüber. Und doch betrauerten die ASK-Reiter einen Verlust, der sie hart getroffen hatte.

„Wochenlang vorher konnte ich nicht richtig schlafen, wenn ich an meinen Marios und den Flug dachte", erinnert sich Wolfgang Müller. „Aber dann war ausgerechnet er der Ruhigste. Dafür tobte bald nach dem Start zum Rückflug ‚Herzjunge', unser Ersatzpferd, so, daß uns keine andere Wahl blieb, als es zu erschießen."

Probleme, die wohl keine andere Sportart kennt. Ein Jahr später, bei den Europameisterschaften in Wolfsburg, bestätigten die ASK-Dressurreiter ihre internationale Stärke. In der Mannschaftswertung wurden sie diesmal sogar Zweiter, Horst Köhler wiederholte seinen fünften Rang, Wolfgang Müller steigerte sich auf Platz sechs



und Gerhard Brockmüller wurde noch Zehnter. Trainer Willi Lorenz kann zufrieden sein. Seine ASK-Reiter wird man von nun an auf jeden Fall bei den internationalen Dressurprüfungen beachten müssen.
Aber wie lange dauert es, bis Reiter und Pferd dieses Niveau erreicht haben! In etwa fünf bis sechs Jahren schafft es vielleicht ein talentiertes Pferd, das olympische Dressurprogramm, den Grand Prix de Dressage, zu beherrschen. Das bedeutet, in zwölf Minuten müssen in



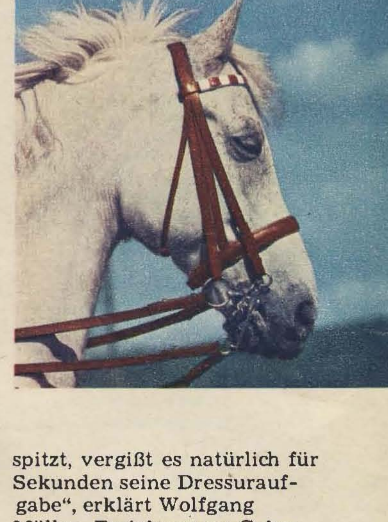
Zeigt her eure Füße! Rudi Kießling sorgt für den richtigen Beschlag.



exakt festgelegter Reihenfolge und an bestimmten Punkten des Dressur-Vierecks 33 Lektionen absolviert werden. Unmöglich, diese alle aufzuzählen, geschweige denn zu erläutern. Die wichtigsten sind die drei Gangarten Schritt, Trab und Galopp, vorzuführen jeweils in verschiedenen Tempi als versammelter, mittlerer und starker, die Piaffe (Bewegung auf der Stelle), die Passage, die Traversale (eine Seitwärts-Vorwärts-Bewegung), die Pirouette.
Talent und Können des Reiters müssen mit dem des Pferdes zusammenfließen, um einen perfekten Dressurvortrag zu erreichen. Nur wenn sich beide jahrelang kennen, wenn der Aktive ein hohes Einfühlungsvermögen für sein feinnerviges Pferd besitzt, kann es zu einer ästhetischen Einheit von Reiter und Pferd kommen.
„Der Reiter muß wie ein guter Arzt sein, der bei jedem Schritt seines Pferdes sofort die richtige Diagnose stellt und weiß, was zu tun ist", so drückt es Trainer Willi Lorenz aus. Dann wird das Pferd so leicht und locker gehen, als ob es seine Aufgaben allein löst, ohne daß die Hilfen des Reiters erkennbar sind. Auch äußere Schönheit, eine bestimmte Größe des Pferdes wirken auf den Gesamteindruck des Vortrags und werden von den Kampfrichtern mit bewertet. Ein zwar schönes und auch leistungsstarkes aber zu kleines Tier muß sofort Punktabzüge in Kauf nehmen. Ist ein Pferd ungehorsam oder läßt es sich durch äußere Einflüsse ablenken, ist an eine hohe Wertung nicht zu denken. „Wenn es bei jedem Klappern auf der Tribüne die Ohren

Trainer Lorenz und Horst Köhler mit „Immanuel" bei der Feinarbeit.





Horst Köhler auf Immanuel



Wolfgang Müller auf Marios



Gerhard Brockmüller auf Tristan



spitzt, vergißt es natürlich für Sekunden seine Dressuraufgabe“, erklärt Wolfgang Müller. Erziehung zu Gehorsam und Konzentrationsfähigkeit ist also äußerst wichtig. Bei einem Turnier in Salzburg begrüßten sich die ASK-Pferde schon von weitem mit freudigem Wiehern. „Wir mußten darauf achten, nicht gerade dann ein Pferd über die Straße zum Platz zu führen, wenn sein langjähriger Stallgefährte auf der Reitbahn seine Aufgaben zu erfüllen hatte.“

Noch unangenehmer wurde Gerhard Brockmüller vor Jahren bei einem Turnier in Zella-Mehlis von seinem Pferd überrascht. Mit Marios ritt er zur Begrüßung des Kampfgerichts in die Mitte des Vierecks. In dem Augenblick, da er die Hand zum militärischen Gruß an seine Mütze hob, absolvierte auf dem Nachbar-Viereck ein Pferd einen Gehorsamkeitssprung. Neugierig drehte sich Marios herum. Gerhards Gruß ging in die verkehrte Richtung. Die ungegrüßten Kampfrichter vermerkten es natürlich auf ihren Punktzetteln. Statt des möglichen ersten Platzes blieb am Ende ihres Ritts für Gerhard Brockmüller und seinen neugierigen Marios nur der vierte.

Aber nicht allein Reiter und Pferd bestimmen das Niveau einer Dressur-Übung. Beim ASK in Potsdam lernten wir



Der Gehorsamkeitssprung gehört zur Grundausbildung des Dressurpferdes.

auch die vielen Helfer im Hintergrund kennen, ohne die es im Reitsport keine internationalen Höchstleistungen geben kann.
Da sind die Pfleger, die Tag und Nacht bereit sind, sich um die Tiere zu kümmern. Sie müssen die gleiche Passion für den Pferdesport, die gleiche Liebe zum Tier mitbringen, wie die Reiter selbst. Falsche, lieblose Behandlung kann schnell ein Pferd verderben und die Arbeit des Reiters zunichte machen. Gibt es eine gute Zusammenarbeit Pfleger und Reiter, eine gegenseitige Abstimmung und Unterstützung, wie bei den Potsdamern üblich, werden sich die Pferde kontinuierlich entwickeln. Da ist der Schmied, Unteroffizier Rudi Kießling, über den wir von Mannschaftsleiter Lothar Hofmann, den Trainern und den Aktiven ob seiner vorzüglichen Qualitätsarbeit nur Lob hörten.
Der Futtermeister, Stabsfeldwebel Günter Binder, sorgt für die fachgerechte Zusammenstellung, Beschaffung und Lagerung des Futters. Auch und besonders bei Tieren ist doch die Leistung in großem Maße von der körperlichen Verfassung abhängig. Und die kann der Futtermeister gemeinsam mit den Pflegern wesentlich beeinflussen.
Ganz wichtige Leute sind die Bereiter, die die Nationalmannschaftskader bei der Vorbereitung ihrer Nachwuchspferde und beim Training der Spitzenpferde unterstützen. „Sie sollten als Reiter möglichst genau so gut sein wie wir selbst", betont Horst Köhler. Besonders von Oberfeldwebel Jürgen Röhl, selbst von Anfang an als Dressurreiter zur Mannschaft gehörend, kann man das fast sagen. Ihre Rolle ist nicht einfach. Persönlicher Ehrgeiz muß ganz zurückgestellt werden. Oberfeldwebel Manfred Naujokat, ehemaliger Springreiter in der Mannschaft, versteht seine Aufgabe richtig: „Es ist nun mal unsere Pflicht, den ‚Assen' zu helfen, ohne selbst in die Öffentlichkeit zu treten. Ihre Erfolge sind schließlich dann auch unsere."
Die Weltmeisterschaften 1970 liegen inzwischen schon hinter ihnen, und gemeinsam bereiten sich Trainer und Aktive des ASK mit ihren vielen Helfern auf neue internationale Dressurprüfungen vor.

Günther Wirth



HEFT 7
JULI 1970
PREIS 1 MARK

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Hansjürgen Usczeck · Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst A. A. Selenzow und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant d. R. Z. Flisowski, Warschau; Oberst J. Schaulow und Oberstleutnant L. Georgiew, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung (Preisliste Nr. 4) · Gesamtherstellung: INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler
DAMW
Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 4. Mai 1970

Fotos: Uhlenhut (33) Titel, S. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 48, 49, 50, 51, 88, 89, 90, 91, 92, 93, Rücktitel; Klöppel (1) S. 2; Gebauer (2) S. 3, 86; Rössler (1) S. 15; DEFA/Blümel (1) S. 19; Kurzbach (2) S. 20, 21; Sindermann (1) S. 22; Körner (6) S. 23, 54, 55, 56, 57; Dehn (1) S. 23; Flohr (2) S. 24, 25; Privat (1) S. 28; Warin (1) S. 29; Poddubni (1) S. 30; MBD (2) S. 31, 32; MBD/Walzel (1) S. 34; Archiv (10) S. 34, 35, 58, 69, 70, 78, 86, 87; Frössdorf (1) S. 43; Deutsches Armeemuseum (3) S. 44, 45; ZB (10) S. 52, 53, 67, 75, 76, 77; Noack (2) S. 72, 73; Schulz (3) S. 80, 81.

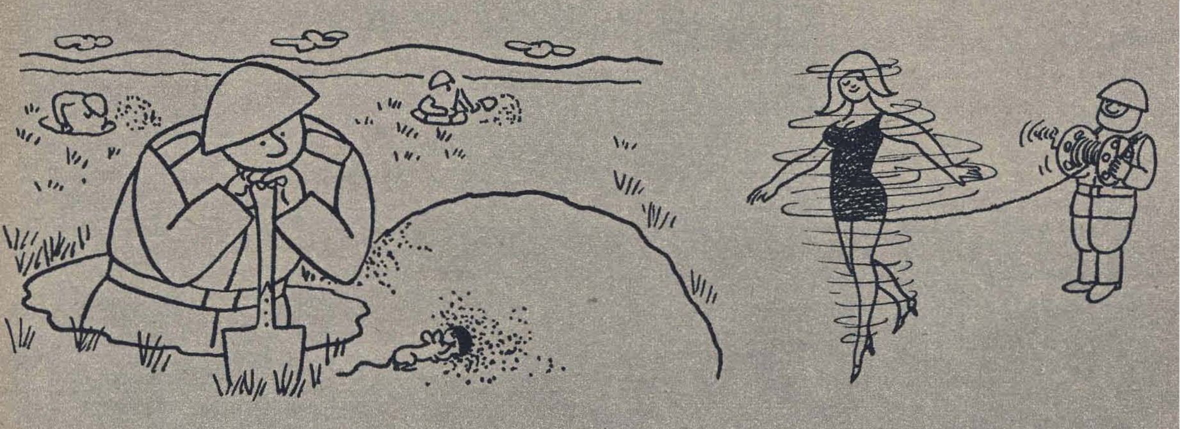
Die Tätigkeit der jungen Karl-Marx-Städterin, vielbeschäftigtes Mannequin und Fotomodell, gilt oft noch als Spielerei und Traum. Christa Brückner aber hat zugleich das Fachdiplom als Textilingenieur vorzuweisen. Und das ist nicht im Traum zu erwerben! Musisches Talent, Freude an Gitarrenspiel und Gesang, mit denen sie 1958 den 2. Preis beim Bezirksausscheid Junger Talente gewann, und Liebe zur Kunst der Antike spukten in ihren Berufswünschen. „Spinnerei", war die Reaktion – also trat Christa eine Lehre in der Baumwollspinnerei Flöha an, wurde später zur Ingenieurschule für Textiltechnik und Maschinenbau Karl-Marx-Stadt delegiert und studierte Technologie. Zur Aufbesserung des Stipendiums ging sie auf Modellfoto-Angebote für Textilwerbung ein, setzte aber ihr Studium fort, das sie 1965 mit


Christa Brückner

STAR-Palette

„Gut" abschloß. Bei der Feinseidenspinnerei Flöha und später der Großhandelsdirektion für Textilwaren wurde man neben Christas technischen Fähigkeiten auf ihre Fotos aufmerksam und kam zu der Überlegung, daß Spitzenerzeugnisse unserer Textil- und Trikotagenindustrie, von Fachkräften vorgeführt, sowohl bei Binnenhandel wie Export an Werbewirksamkeit gewinnen würden. So lief Christa zur Messe als Mannequin, fuhr mit VIRATEX nach Moskau, Sofia, Bukarest und Prag, führte täglich bis zu 100 Modelle unserer neuesten Chemiefasererzeugnisse vor und half somit, unserer Republik umfangreiche Exportaufträge zu sichern. Christa ist nicht allein versiertes Mannequin, das auf 14 Messen je 40 Modenschauen absolvierte, als Botschafterin der DDR-Mode lief sie rund 1000mal mit 20 Modellen über den Steg. Zugleich ist sie fachkundige Beraterin, die über Herstellung, Rohstoffe und Verarbeitung Bescheid weiß. Und dieses Wissen ist nicht zu unterschätzen. Weder für jetzt, noch für später, wenn sie als vielseitiger Fachmann der Textilbranche eigene Modeschauen in Regie nehmen oder in der Textilwerbung arbeiten will.

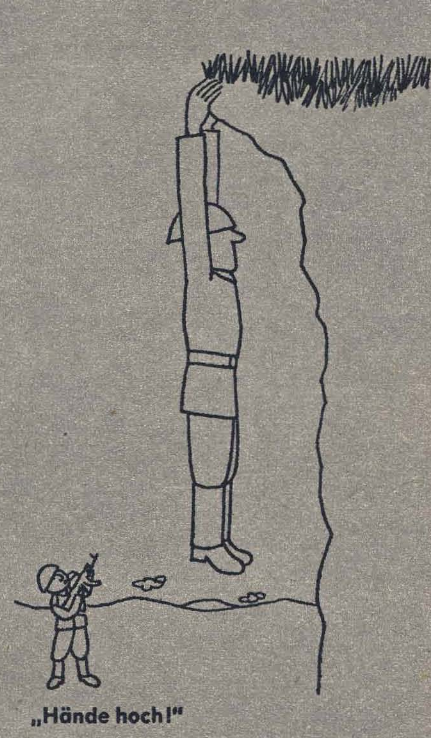
Helga Heine



PAUL KLIMPKE:

Tak-Tick





„Hände hoch!"

